

Fachbereich Frauen oberzeller Franziskanerinnen

perspektive
Selbstständigkeit



Jahresbericht
2009 – 2012

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

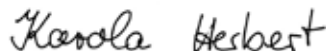
vor Ihnen liegt der Jahresbericht für den Zeitraum von 2009 bis 2012 des Fachbereichs Frauen der Oberzeller Franziskanerinnen.

Zwei Umstände im Berichtszeitraum haben dazu geführt, dass das Erscheinen im üblichen Zwei-Jahres-Rhythmus nicht möglich war. Veränderung und Neubeginn nahmen mehr Raum ein als uns lieb war:

Im Jahr 2010 war die Belegung der Jugendhilfeabteilung Flexible Hilfen stark rückläufig. Wir mussten uns der Frage stellen, ob die Abteilung geschlossen werden muss. Mit viel Engagement, das Zeit und Kraft kostete, gelang es, das Angebot wieder zu etablieren. Ab September 2011 überschattete der Großbrand in der Wohngemeinschaft Berscheba und dem Schwesternkonvent in der Peterpfarrgasse die Arbeit. Die Stabilisierung der Klientinnen nach der Brandkatastrophe, das Krisenmanagement und die Suche nach einem Übergangsquartier sowie einer dauerhaften Unterkunft haben für einen langen Zeitraum einen Großteil der personellen Kapazitäten gebunden.

Alle Krisen haben die Mitarbeiterinnen des Fachbereichs gemeinsam, mit einem starken Rückhalt der Trägerin und dem Zuspruch derer, die unsere Arbeit unterstützen, bewältigt und überwunden. Danke!

Wir freuen uns, Ihnen den Jahresbericht jetzt vorlegen zu können. Auch durch viele Beiträge zieht sich wie ein roter Faden das Thema Veränderung.

A handwritten signature in black ink that reads "Karola Herbert". The script is cursive and somewhat stylized.

Karola Herbert, Dipl. Sozialpädagogin (FH)
Fachbereichsleiterin

3

Organigramm

4

Fachbereich Frauen

4

Personal

5

Supervision

6

Fortbildung/Weiterbildung

8

Vernetzung/Lobbying

8

Kooperation „Hilfen für Mädchen und Frauen in Not“

10

Öffentlichkeitsarbeit

11

Flexible Hilfen

15

„Lady in black“ – Wie Musik die Seele zum Schwingen bringt

17

Depression – eine leise Krankheit

19

„Wie sich mein Leben verändert hat“ – Interview

21

Hilfen für Frauen in Krisen

27

Vom Wert der Arbeit für den Menschen

32

Frauenspezifische Straffälligenhilfe

34

Wohngemeinschaft Berscheba

38

„Wer wagt, gewinnt“

41

„Frauenzimmer“ – Ein neues Angebot entsteht

44

Großbrand in der Peterpfarrgasse

49

Veränderung wider Willen

51

Unvergessen

52

Dank für das Leben

54

Alles verloren?

55

Aus dem Fachbereich

55

Jubiläum mit Fachvortrag – Rückblick – Einblick – Durchblick

59

Spendentopf für kulturelle Unternehmungen

60

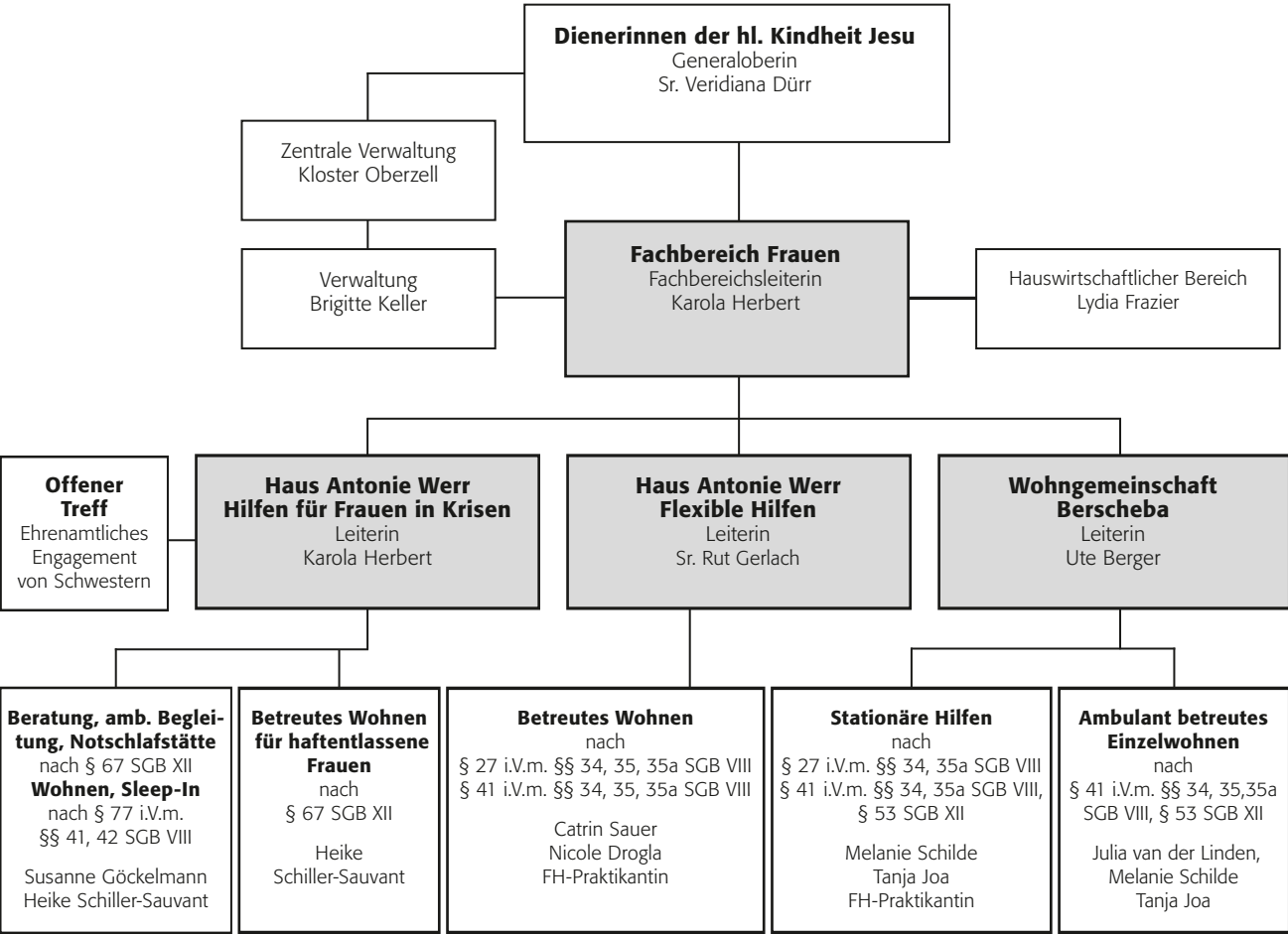
Abschied von Sr. Irmlind Rehberger

62

Der Dichter und die Malweiber

64

Sr. Ingrid Griebel verabschiedet sich vom Haus Antonie Werr



In Elternzeit befindet sich: Mirjam Häcker (Wohngemeinschaft Berscheba)

Fachbereich Frauen

Fachbereichsleiterin Karola Herbert, Dipl. Sozialpädagogin (FH)
Huttenstraße 11 • 97072 Würzburg
Tel. 0931-79723-0 • Fax -23 • E-Mail haw@oberzell.de

Der Fachbereich Frauen ist eine Einrichtung der Oberzeller Franziskanerinnen, deren Gründerin Antonie Werr im 19. Jahrhundert eine klare Entscheidung für die Sorge um und die Arbeit mit Mädchen und Frauen getroffen hat. Dieser Option stellen sich die Schwestern gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen auch heute. Wir solidarisieren uns mit Frauen, besonders mit denen, die durch ungerechte Strukturen in unserer Gesellschaft benachteiligt oder Gewalt und Unterdrückung ausgeliefert sind. Solidarität mit Mädchen und Frauen in Not, ein waches Bewusstsein für die verschiedensten Formen der Machtausübung gegenüber Frauen, für Benachteiligung und Unterdrückung und das deutliche Benennen von Missständen in der Gesellschaft sind wichtige Teile unseres Engagements und der sozialpädagogischen Arbeit. Wir wollen Hoffnungsorte schaffen für Mädchen und Frauen, die aufgrund verschiedener negativer Bedingungen und Umstände in Not geraten sind und diese Situation aus eigener Kraft nicht verändern können. Wir begleiten sie ein Stück ihres Lebensweges, ermutigen und unterstützen sie.

Personal

Grundlage und Voraussetzung für eine qualifizierte sozialpädagogische Arbeit ist die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit im Team. Dazu dienen wöchentliche Teambesprechungen, in regelmäßigen Abständen stattfindende Treffen auf Leitungsebene und Supervision.

Zweimal im Jahr treffen sich alle Kolleginnen zu einem internen Mitarbeiterinnentag des Fachbereichs. Im Mittelpunkt stehen Fragen, die über den sozialpädagogischen Alltag hinausgehen und dennoch wesentlich das Selbstverständnis als Mitarbeiterinnen einer Einrichtung der Oberzeller Franziskanerinnen berühren.



Karola Herbert, Leiterin des Fachbereichs Frauen

In den einzelnen Abteilungen arbeiten Dipl.-Sozialpädagoginnen (FH) und Sozialpädagoginnen (BA).
Abteilungsübergreifend sind eine Verwaltungsangestellte und eine Mitarbeiterin im hauswirtschaftlichen Bereich tätig:

Hilfen für Frauen in Krisensituationen	1,55 Stellen
Betreutes Wohnen für haftentlassene Frauen	flexibel nach Bedarf
Flexible Hilfen	2,0 Stellen
Wohngemeinschaft Berscheba	2,58 Stellen
Betreutes Einzelwohnen	flexibel nach Bedarf

Supervision

Eine qualifizierte sozialpädagogische Arbeit mit traumatisierten Menschen ist ohne Supervision nicht denkbar. Die Trägerin stellt hierfür entsprechende Finanzmittel zur Verfügung.

- Monatliche Sitzungen für das Team im Haus Antonie Werr:
Gertraud Rüger, Familien- und Paartherapeutin, Supervisorin in eigener Praxis, Würzburg
Andrea Iff-Kamm, Psychotherapeutin und Traumatherapeutin, Würzburg (ab September 2012)
- Monatliche Sitzungen für das Team der Wohngemeinschaft Berscheba:
Anne Herzog, Dipl. Päd., Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin in eigener Praxis, supervisorische Tätigkeit, Schweinfurt
Gertraud Rüger, Familien- und Paartherapeutin, Supervisorin in eigener Praxis, Würzburg (ab Januar 2011)

An dieser Stelle möchten wir uns bei den Supervisorinnen für ihre qualifizierte fachliche Unterstützung bedanken!



Mitarbeiterinnen des Fachbereichs Frauen

Fortbildung/Weiterbildung

Weiter- und Zusatzausbildung

Gestalttherapie	Dr. med. Barbara Staemmler, Würzburg
Systemische Beratung	Manfred von Bebenburg, Schelklingen-Hausen
Curriculum Essstörungen	Institut für Fortbildung in der Behandlung von Essstörungen, Kassel

Fortbildung

Frühe Störung und Bindungsunterbrechung	Anne Herzog, Schweinfurt
Einführung in die Gestalttherapie	Psychotherapeutisches Zentrum e.V., Stuttgart
Krisen als Chance – Handlungsstrategien bei psychotischen und suizidalen Krisen – Änderungskrisen – traumatischen Krisen	Institut für sozialpsychiatrische Aus- und Fortbildung (ISFA), Schelklingen-Hausen
Gestalttherapeutischer Workshop – Die Kraft der Erde	Dr. med. Barbara Staemmler, Würzburg
Gestalttherapeutischer Workshop – Das Feuer der Leidenschaft	Dr. med. Barbara Staemmler, Würzburg
Freiheit – Freiraum – Raum, Gestalttherapeutischer Frauenworkshop	Dr. med. Barbara Staemmler, Würzburg
Trauma und Bewältigung	Ellen Spangenberg, Kassel
Die TRIMB-Methode in der Traumatherapie	Ellen Spangenberg, Kassel
Vertiefungsseminar zur TRIMB-Methode in der Traumatherapie	Ellen Spangenberg, Kassel
Trauma-Arbeit	Frauen Therapie Zentrum, München
Psychohygiene, Prävention von Sekundärtraumatisierung	Frauen Therapie Zentrum, München
Autoaggression – Selbstverletzung	Verband der bayer. Bezirke, Irsee
Arbeit mit der dialektisch-behavioralen Therapie in ambulanten und teilstationären Einrichtungen	Netzwerk-Betreuungsverein Hassberge
Dialektisch-behaviorales Therapieprogramm für Patienten mit Borderline-Störungen nach Marsha Linehan	Verband der bayer. Bezirke, Kloster Seeon
Borderline-Störung verstehen	Bundesfachakademie Bufa, Münster
Inner Family Systems	Wzbg. Institut für systemisches Denken und Handeln

Dissoziative Störungen	Patricia Appel, Fachärztin für psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Gestalttherapeutin, Werneck, Würzburg
Märchen in der Therapie – projektives therapeutisches Arbeiten mit Geschichten	Dipl. Psych. Gudrun Lehmann-Scherf
„Bin ich hier richtig? ... Ich habe ein Problem...“	Caritasverband der Diözese Würzburg
„Wie stärke und vertiefe ich meine Kompetenzen im Verwaltungsalltag?“	Caritasverband der Diözese Würzburg
Open Office – Serienbrief	Bischöfliches Ordinariat, Würzburg
Open Office – Impress	Bischöfliches Ordinariat, Würzburg
Microsoft Publisher 2007	Bischöfliches Ordinariat, Würzburg

Tagung

Konferenz der Wohnungslosenhilfe in Bayern	Kardinal-Döpfner-Haus, Freising
6. Bundesweiter Borderline-Trialog „Verantwortung übernehmen“	Bezirksklinikum Ansbach
Welche Hilfen brauchen Kinder und Jugendliche mit psychischen Belastungen?	Überregionales Beratungs- und Behandlungszentrum, Würzburg
Borderline-Mütter und ihre Kinder	PSAG-Fachtag, Anne Herzog, Schweinfurt
„Wir sind dran!“ – Systemisches Arbeiten mit Kindern, Jugendlichen und Familien	Fachtage 2010, Würzburger Institut für systemisches Denken und Handeln, Würzburg
Traumatherapie gestern – heute – morgen	Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Nürnberg
Betreuungsrecht – Betreuungsverfahren	Matthias-Ehrenfried-Haus, Würzburg, Dr. Rainer Beckmann
Verweigerung in Schule und Ausbildung	Berufsschule Don Bosco, Würzburg
ADHS in Klinik und Schule	Klinik und Poliklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie, Würzburg

Vernetzung und Lobbying

Die Vernetzung mit Beratungsstellen und Einrichtungen wird immer wichtiger und bleibt uns weiterhin ein besonderes Anliegen. Die Kontakte und der Austausch mit anderen Fachkräften bereichern die eigene Arbeit. Gleichzeitig dienen sie dazu, Interessen zu bündeln und Anliegen (kommunal)politisch stärker zu vertreten.

Die Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft Würzburger Frauen und Frauenorganisationen (AWF) und des Arbeitskreises Frauen in der psychosozialen Versorgung der Psychosozialen Arbeitsgemeinschaft (PSAG) finden immer im Haus Antonie Werr statt.

Wichtige Bezugsgruppen sind die Fachkräfte anderer Einrichtungen mit denen der Fachbereich Frauen durch Kooperation, Arbeitskreise, Konferenzen und Aktionsbündnisse vernetzt ist. Dazu zählen:

- Aktionsbündnis gegen Frauenhandel
- Arbeitsgemeinschaft Jugendhilfe im Landkreis (§ 78 SGB VIII)
- Arbeitsgemeinschaft Würzburger Frauen und Frauenorganisationen (AWF)
- Arbeitskreis Frauen in der psychosozialen Versorgung (PSAG)
- Arbeitskreis Kinder und Jugendliche in der psychosozialen Versorgung (PSAG)
- Arbeitskreis Sozialpsychiatrie (PSAG)
- Arbeitskreis Menschen ohne Wohnung (MOW)
- Berufsgruppe Frauen
- Fachforum Streetwork
- Konferenz der Wohnungslosenhilfe in Bayern
- Koordinationskreis Kinderschutz (KOK)
- Runder Tisch Grundsicherung und Soziales
- Runder Tisch Häusliche Gewalt
- Rundgespräch Psychiatrie (Caritasverband)
- Sozialpolitisches Forum der freien Träger der Wohlfahrtspflege

Kooperation „Hilfen für Mädchen und Frauen in Not“

Seit dem Jahr 1990 besteht eine Kooperation zwischen dem Kloster Oberzell, vertreten durch den Fachbereich Frauen, dem Verein Wildwasser Würzburg e.V. und dem Psychologischen Beratungsdienst der Stadt Würzburg. Ziel ist die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Hilfen für Mädchen und Frauen in Not, insbesondere vor dem Hintergrund sexueller Gewalterfahrung. Die Vernetzung und die unterschiedlichen Angebote der drei Stellen sollen eine zeitnahe Hilfe für von sexueller Gewalt betroffene Mädchen und Frauen ermöglichen. Außerdem vertreten die Kooperationspartnerinnen die Interessen der Betroffenen in der Öffentlichkeit. Im Berichtszeitraum fanden zwei Veranstaltungen statt:

Sexuelle Gewalt – Vom Schweigen der Opfer

In einem Vortrag beschäftigten sich Ellen Rachut, selbst Betroffene von sexueller Gewalt, und ihr Mann mit dem Thema, warum Opfer sexueller Gewalt häufig nicht in der Lage sind, über das furchtbare Geschehen zu sprechen. In ihrem interaktiven Vortrag erörterten sie dazu die Rolle der Gesellschaft, der Erziehung und der Täter. Außerdem gingen sie

auf den häufigen Widerspruch zwischen dem Wunsch, das furchtbare Erleben laut auszusprechen und der Hoffnung, dass niemand etwas davon erfährt, ein. Es gab viele Fragen von den circa 60 ZuhörerInnen, die diskutiert wurden. Die Offenheit, mit der das Ehepaar zu dem Thema sprach, und ihr Umgang miteinander, nachdem die sexuelle Gewalterfahrung ausgesprochen war, fand bei allen TeilnehmerInnen große Bewunderung. Der Vortrag machte deutlich, dass es Möglichkeiten gibt, auch nach sexueller Gewalterfahrung in ein positives Leben zu finden.



von links: S. u. E. Rachut, L. Kirchner (Wildwasser Würzburg e.V.), P. Müller-März (Psych. Beratungsdienst Stadt Würzburg), K. Herbert

„Jenseits vom Tag“ – Ein Theaterstück zum Thema sexuelle Gewalt

In einem packenden Monolog spielt Beate Albrecht, alias F. Nielsen, eine aufstrebende Reporterin, die das Phänomen ‚Multiple Persönlichkeit‘ entdeckt hat. Sie will dazu die Reportage „Jenseits vom Tag“ entwerfen. Doch während der Recherchen taucht ihre eigene Vergangenheit auf. Erinnerungen, Gefühle und Bilder drängen ungewollt in ihr Bewusstsein.

Die Veranstaltung gab Information und Aufschluss zu einer Überlebensstrategie nach schwerer früher sexueller Gewalterfahrung, woraus sich eine ‚dissoziative Identitätsstörung‘ entwickeln kann. Die Psyche solcher Kinder spaltet sich in mehrere Ichs auf, um so heftige Gewalt zu überleben, die ein Kind allein eigentlich gar nicht bewältigen kann. Die einzelnen Persönlichkeitsanteile leben nebeneinander im selben Körper. Der eine Anteil weiß nichts vom anderen. Als Erwachsene versuchen die betroffenen Frauen (manchmal auch Männer) meist mit großem Kraftaufwand, normal zu erscheinen und zu funktionieren, weil sie meinen, sie würden sonst als verrückt angesehen. Sie verschweigen, dass sie Stimmen hören, Gedächtnislücken haben oder keinerlei Gefühle entwickeln können.

Die 120 ZuschauerInnen im Theater Bockshorn wurden in den Bann der Geschichte gezogen und durch die Darbietung sensibilisiert, wie sich in dem anschließenden Gespräch mit Elisabeth Kirchner (Wildwasser Würzburg e.V.) und Beate Albrecht zeigte. Es wurden Fragen zum Erleben der betroffenen Frauen, zu Auslösern für Persönlichkeitswechsel, zum Umgang mit den verschiedenen Anteilen und zu Behandlungsmöglichkeiten gestellt.

Eine betroffene Frau bedankte sich im Anschluss an die Veranstaltung dafür, dass dem Thema ‚dissoziative Identitätsstörung‘ durch die Theateraufführung Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde.



Beate Albrecht in „Jenseits vom Tag“

Öffentlichkeitsarbeit

Veranstaltungen

Über unsere Arbeit informierten wir:

- Studierende der Fachakademie für Sozialpädagogik St. Hildegard, Würzburg
- Studierende der Hochschule für angewandte Wissenschaften (Soziale Arbeit), Würzburg-Schweinfurt
- ÄrztInnen und TherapeutInnen des Krankenhauses für Psychiatrie, Psychotherapie und psychosomatische Medizin, Werneck
- Katholische Pfarrgemeinde Zellingen
- Ehrenamtliche MitarbeiterInnen der Wärmestube
- PastoralreferentInnen zum Thema: „In der Fremde daheim – in der Heimat fremd“
- SponsorInnen
- Antonia Werr Kreis



Zeitschrift LUPE

Die LUPE, Zeitschrift der Oberzeller Franziskanerinnen, stellt für den Fachbereich Frauen eine weitere Möglichkeit der Öffentlichkeitsarbeit dar. Mit einer Auflage von 2800 Exemplaren erscheint sie zweimal im Jahr. Die Lupe erreicht interne und externe Zielgruppen gleichermaßen. Der Fachbereich Frauen nutzt die Zeitschrift, um die LeserInnen gezielt über Entwicklungen in der Frauenarbeit, den sozialpädagogischen Alltag und über Veranstaltungen des Fachbereichs zu informieren.

Flexible Hilfen

Haus Antonie Werr
Huttenstraße 11
97072 Würzburg
Tel. 0931-79723-12
Fax 0931-79723-23
E-Mail haw.flexiblehilfen@oberzell.de
Internet www.haw.oberzell.de



von links: Sr. Rut Gerlach (Leiterin), Catrin Sauer, Nicole Droglä

Betreutes Wohnen

Hilfeformen

Hilfe zur Erziehung § 27 i.V.m. § 34 SGB VIII
Hilfe für junge Volljährige § 41 i.V.m. § 34 SGB VIII

Hilfe zur Erziehung § 27 i.V.m. § 35a SGB VIII
Hilfe für junge Volljährige § 41 i.V.m. § 35a SGB VIII

Intensive sozialpädagogische Einzelfallhilfe § 27 i.V.m. § 35 SGB VIII
Intensive sozialpädagogische Einzelfallhilfe § 41 i.V.m. § 35 SGB VIII

Zielgruppe

- Junge Frauen von 17 bis 21 Jahren,
- die psychische, physische und/oder sexuelle Gewalt erfahren haben
 - die durch kulturelle Konflikte in ihrer Lebensgestaltung und persönlichen Entwicklung eingeschränkt sind
 - deren Eltern aufgrund persönlicher Probleme die weitere Erziehungsarbeit nicht mehr gewährleisten können
 - die nach einem Aufenthalt in einer psychiatrischen oder psychosomatischen Klinik bei der Neu- bzw. Umorientierung ihres Lebens gezielt Unterstützung suchen

Angebot

- Frauenspezifische sozialpädagogische Begleitung
- Wohnen und Leben gemeinsam mit anderen jungen Frauen
- Tagesstruktur
- Einzel- und Gruppengespräche
- Freizeitaktivitäten
- Krisenintervention
- Unterstützung beim Umgang mit den Auswirkungen der psychischen Erkrankung oder Beeinträchtigung
- Förderung der sozialen und emotionalen Kompetenzen
- Unterstützung bei der Entwicklung und Umsetzung persönlicher und beruflicher Perspektiven
- Hilfestellung im lebenspraktischen und finanziellen Bereich
- Beratung bei Problemen in Familie und/oder Partnerschaft
- Begleitung bei der Aufarbeitung physischer, psychischer und/oder sexualisierter Gewalterfahrungen



Voraussetzungen

- Freiwilligkeit und Motivation für das Hilfeangebot
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den Sozialpädagoginnen
- Ein gewisses Maß an Selbstständigkeit und lebenspraktischen Fähigkeiten
- Bereitschaft zur schulischen und/oder beruflichen Eingliederung
- Interesse am Zusammenleben in einer Wohngruppe

Ziele

- Junge Frauen auf ein selbstständiges Leben vorbereiten und ihre finanzielle Existenz sichern
- Gemeinsam individuelle Lebenspläne entwerfen, realistische Zukunftsperspektiven entwickeln und schrittweise umsetzen
- Eine selbstbestimmte weibliche Identität fördern

Begleitung

- Dipl. Sozialpädagoginnen (FH), Sozialpädagoginnen (BA)
- Studentin im praktischen Studiensemester der Hochschule für angewandte Wissenschaften (Soziale Arbeit)

Setting

Das Betreute Wohnen im Haus Antonie Werr bietet auf einer Etage für sieben Frauen je ein Einzelzimmer mit Dusche und Balkon, eine Küche, ein Wohnzimmer, einen Hauswirtschaftsraum, zwei Toiletten und einen Gruppenraum; des Weiteren im Erdgeschoss ein Büro und Beratungszimmer. Frauen, die (noch) nicht allein leben können oder wollen, für die jedoch ein Leben in der Gruppe nicht sinnvoll ist, können innerhalb des Hauses ein separates Zimmer bewohnen. Im Anschluss an das Betreute Wohnen im Haus Antonie Werr besteht die Möglichkeit einer weiterführenden sozialpädagogischen Begleitung in der eigenen Wohnung.

Wir planen das Raumangebot für die Klientinnen auf zwei Etagen zu erweitern.



Zahlen und Tendenzen

In den Jahren 2009/2010 begleiteten wir 18/12 junge Frauen, davon

- 14/10 im Haus Antonie Werr an 2083/1811 Belegtagen
- 5/5 in einer eigenen Wohnung

In den Jahren 2011/2012 begleiteten wir 15/14 Mädchen und junge Frauen, davon

- 12/14 im Haus Antonie Werr an 2199/2674 Belegtagen
- 5/2 in einer eigenen Wohnung

Im Berichtszeitraum 2009/2010 war ein Rückgang der Belegung im Betreuten Wohnen zu verzeichnen, obwohl sich die Zahl der Anfragen besonders im Jahr 2010 gegenläufig entwickelte. Am Ende des Informations- und Aufnahmeverfahrens kam jedoch selten eine Maßnahme zustande.

Aus unserer Perspektive sehen wir zwei mögliche Ursachen für diese Entwicklung: Es scheint für einen Teil der jungen Frauen zwischen 17 und 21 Jahren schwierig, ihren Unterstützungsbedarf realistisch einzuschätzen und die Notwendigkeit einer professionellen Begleitung zu akzeptieren. Entwicklungsverzögerungen und individuelle Belastungen verhindern oftmals die für eine solche Entscheidung notwendige Eigenreflexion, sodass die Heranwachsenden nicht ausreichend motiviert sind.

Junge Menschen an der Schwelle zum Erwachsenenalter befinden sich – für diese Altersgruppe durchaus normal – aufgrund widerstrebender interpersoneller Tendenzen in einer starken Ambivalenz: Unabhängigkeit versus Wunsch nach Unterstützung. Das Streben nach Selbstständigkeit – eigentlich Ressource zur Weiterentwicklung – kann zu Überforderung und Krankheit führen, wenn eigene Grenzen und Belastungen nicht genügend berücksichtigt werden.

Deutlich wurde auch die Sorge der jungen Frauen vor Stigmatisierung und die Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls bei Inanspruchnahme von Unterstützung.

Die Anfragen von Jugendämtern waren stark rückläufig, was uns dazu veranlasste, mit unserem Angebot wieder gezielt vorstellig zu werden.

Bis zum Ende des Jahres 2011 konnte dann eine vollständige Belegung der Abteilung verzeichnet werden, die anhielt.

Die Klientinnen wurden fast alle nach einem längeren Aufenthalt in einer psychiatrischen oder psychosomatischen Klinik aufgenommen. Im Gegensatz zu den vorangegangenen Jahren wurden Hilfen häufiger nach § 27 und § 41 i.V.m. § 35 a (Eingliederungshilfe für seelisch Behinderte) SGB VIII gewährt. Das Spektrum der Diagnosen reichte von depressiver Störung, sozialer Angst, Anpassungsstörung, Zwangserkrankung, posttraumatischem Belastungssyndrom, Borderline-Persönlichkeitsstörung und Essstörung bis hin zur dissoziativen Identitätsstörung.

Frauen mit diesen Symptomatiken sind im zwischenmenschlichen Kontakt oftmals stark beeinträchtigt und benötigen deshalb intensivere Unterstützung im gemeinschaftlichen Leben in der Gruppe. Weiterhin brauchen sie ausreichend Struktur. Deshalb wurde das Angebot der regelmäßigen Gruppenaktivitäten erweitert. Daneben benötigen die Klientinnen häufiger Einzelgespräche. Die Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen, Praktikumsstellen, Ausbildungsstellen, ÄrztInnen und TherapeutInnen hat einen noch größeren Stellenwert bekommen und ist zeitlich deutlich intensiver geworden.

„Lady in black“

Wie Musik die Seele zum Schwingen bringt

Alles begann mit dem Kinderlied „Wenn einer sagt: Ich mag dich du“, gesungen nach der Melodie „Lady in black“ ... Im August 2012 fuhren sechs Frauen und die Sozialpädagoginnen der Abteilung Flexible Hilfen auf eine Freizeit an den Bodensee. Elena war nur wenige Wochen zuvor eingezogen.

An einem Abend kurz vor Sonnenuntergang verabredeten sich die Frauen am Seeufer zum Singen. Eine Sozialpädagogin hatte ihre Gitarre dabei. Anfangs zeigte sich die Gruppe sehr zögerlich – nicht viel später wollte jede Frau ihr Lieblingslied singen: Blowing in the wind, Yesterday, Hotel California, Lady in Black und auch Kinderlieder. Die Begeisterung der Frauen wuchs und es wurde sogar ein Körbchen aufgestellt. Ein gelungener Abend, wenngleich die Freizeitkasse dadurch nicht wesentlich aufge bessert wurde. Denn der Mut der Frauen, in der Öffentlichkeit zu singen, war schon Bereicherung genug.

Auf dem Heimweg stimmte die achtzehnjährige Elena – unbeabsichtigt und mit voller Überzeugung – das Lied „Wenn einer sagt: Ich mag dich du“ zur Melodie von „Lady in Black“ an. Erst als die anderen Frauen lachten, fiel ihr die Verwechslung auf.

Das Singen hatte es Elena angetan. Sie erinnerte sich an ihre alte Gitarre und fragte die Sozialpädagogin, ob sie ihr Gitarrenunterricht geben könne. Ihre Eltern wollten damals, dass sie Klavierspielen lernt. Elena ging zum Unterricht, hörte aber nach einiger Zeit wieder auf, da sie keinen Spaß daran fand und nur die Erwartungen der Eltern erfüllen wollte. Später suchte sie sich die Gitarre aus und diesen Versuch wollte sie jetzt fortführen. Die Begegnung mit der Musik oder mit einem Instrument kann Menschen motivieren, ein früheres Instrument wieder aufzugreifen oder sich einem Chor anzuschließen.

Vor der ersten Gitarrenstunde betonte Elena, dass es ganz wichtig für sie sei, nicht unter Druck gesetzt und nicht getadelt zu werden, wenn sie sich verspielt. Ihr Wunsch war es, an der Musik Gefallen zu haben.

Natürlich gab es in der ersten Zeit auch Frustrationen und das Üben war anstrengend. Doch Elena hatte Spaß am gemeinsamen Musizieren, besonders weil sie keinen Druck verspürte und ihr eigenes Tempo finden konnte. Nach einiger Zeit traute sie sich sogar laut mitzusingen, auch wenn sie manche Töne nicht immer richtig traf. Es ist der jungen Frau gelungen, neben ihrer Vierzig-Stunden-Arbeitswoche einen Ausgleich zu finden, etwas was ihr Spaß macht und dabei Stück für Stück ihre Ressourcen zu entdecken.



Durch den regelmäßigen Unterricht konnte Elena Grenzen und Beschränkungen überwinden und zugleich musste sie manche Unfähigkeit zunächst akzeptieren lernen. Die durch die Sozialpädagogin erfahrene Wertschätzung war Basis, eigene Kompetenzen zu entwickeln und Verantwortung für sich zu übernehmen.

Mittlerweile singt sie an ihrem Arbeitsplatz, einer Wohngruppe für geistig- und körperlich behinderte Menschen, und begleitet dazu auf der Gitarre.

Singen fördert die seelische und körperliche Gesundheit. Es werden neurobiologische Prozesse aktiviert, das Immunsystem wird gestärkt, das Herz-Kreislauf-System und die Atmung werden positiv beeinflusst. Eine Fülle von Forschungsarbeiten belegt, dass Gesang unser Gehirn und damit unsere Emotionen beeinflusst und regulierend und harmonisierend auf psychische Prozesse wirken kann. Ganz gleich ob jemand im Chor oder zu Hause unter der Dusche singt: Singen führt zu größerer Ausgeglichenheit und stärkt das Selbstbewusstsein. Bereits das alltägliche Singen hat gesundheitsfördernde Wirkung, egal ob dabei eine Melodie perfekt gesungen wird oder nicht. Je mehr Spaß und Freude die Sängerin empfindet, desto größer ist die positive Wirkung. Leider wird das Singen heute zunehmend den Profis überlassen und Musik eher passiv konsumiert.

Im Alltag der Wohngruppe hat sich das gemeinsame Singen etabliert. Die Frauen kommen aus unterschiedlichen Ländern. Gesang ist in allen Kulturen verbreitet und spielt in vielen Völkern eine wichtige Rolle, um Emotionen in der Gemeinschaft auszudrücken und seelisches Erleben und Empfinden miteinander zu teilen.

Gemeinsames Singen als Bestandteil der sozialpädagogischen Arbeit kann eine eingefrorene oder beschädigte menschliche Seele wieder in Bewegung bringen.

*Wenn einer sagt: „Ich mag dich, du;
ich find dich ehrlich gut!“,
dann krieg ich eine Gänsehaut
und auch ein bisschen Mut.*

*Wenn einer sagt: „Ich brauch dich, du;
ich schaff es nicht allein.“,
dann kribbelt es in meinem Bauch,
ich fühl mich nicht mehr klein.*

*Wenn einer sagt: „Komm, geh mit mir;
zusammen sind wir was!“,
dann werd ich rot, weil ich mich freu,
dann macht das Leben Spaß.*

*Gott sagt zu dir: „Ich hab dich lieb.
Ich wär so gern dein Freund!
Und das, was du allein nicht schaffst,
das schaffen wir vereint.“*

Andreas Ebert



Literatur:

Kindermutmachlied: Text & Melodie: Andreas Ebert, © 1979 SCM Hänssler, 71087 Holzgerlingen

Eva-Maria Brettschneider, Lutz Debus, Martin Lenz: Die Seele zum Schwingen bringen, Geschichten aus der Musiktherapie, Bonn 2008

Wolfgang C. Schroeder: Musik – Spiegel der Seele: Eine Einführung in die Musiktherapie, 2. Aufl., Paderborn 1999

Andreas Ebert (Hrsg.): Das Kindergesangbuch, 3. Aufl., München 1999

Depression – eine leise Krankheit

Depression bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Traurigkeit und Angst sowie Gefühle der Hilflosigkeit und des Versagens sind für jeden Menschen, besonders für Jugendliche und junge Erwachsene, belastend im Leben. Die daraus resultierende Unzufriedenheit und Unausgeglichenheit führt nicht selten zu Konflikten im Umfeld mit Eltern, Geschwistern, Gleichaltrigen oder PädagogInnen.

Depressive Verstimmungen haben aber auch ihren Sinn und sind aus biologischer Sicht durchaus wichtig, da sie dem Körper die Möglichkeit geben, sich zu regenerieren. Depressive Reaktionen können sich zeigen, wenn plötzlich ein Ereignis eintritt, das Jugendliche vorübergehend aus der Bahn wirft: Trennung, der Tod einer Bezugsperson, ein nicht bestandener Schulabschluss, Ausbildungsabbruch usw. Solche Erfahrungen sind Bestandteil des Lebens. Körper und Seele reagieren auf das Ereignis. Nach dem Rückzug in der depressiven Verstimmung können sich Kinder und Jugendliche deutlich besser fühlen und sich wieder interessiert und motiviert zeigen.

Zwischen einer gedrückten, niedergeschlagenen Stimmung und einer klinisch relevanten depressiven Erkrankung besteht allerdings ein großer Unterschied. Eine depressive Verstimmung wird dann zur Störung, wenn sie über einen langen Zeitraum mit großer Intensität zu beobachten ist. Gedanken, Gefühle, Verhaltensweisen und neurobiologische Vorgänge im Körper verändern sich.

Die Medizin sieht heute verschiedene Ursachen einer Depression: genetische Veranlagung, traumatische Lebensereignisse, neurobiologische Faktoren, saisonale Veränderungen, andere Erkrankungen sowie Medikamente. Beim Ausbruch einer Depression wirken nach dem heute gängigen Depressions-Erklärungsmodell meist mehrere Faktoren zusammen. Häufig haben die betroffenen jungen Menschen eine höhere Vulnerabilität gegenüber seelischen, körperlichen und biografischen Belastungsfaktoren als gesunde Gleichaltrige.

Die Prävalenz depressiver Erkrankungen im Kindesalter wird mit ein bis fünf Prozent angegeben. Bis zum 15. Lebensjahr steigt die Rate der erkrankten Jugendlichen deutlich an und erreicht bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres eine Prävalenz von etwa 15-20 Prozent. Das bedeutet, dass etwa jeder fünfte Jugendliche bis zu seinem 18. Lebensjahr eine depressive Periode durchlebt.

Vor dem 13. Lebensjahr sind Mädchen und Jungen etwa gleich stark von Depression betroffen. Von der Pubertät bis ins Erwachsenenalter treten depressive Störungen vermehrt bei Mädchen und jungen Frauen auf. Etwa ab dem mittleren Jugendalter sind Mädchen ungefähr doppelt so häufig wie Jungen betroffen. Als Ursache dafür wird u.a. die negative Selbstwahrnehmung, erhöhte Grübelneigung sowie frühe hormonelle Veränderungen diskutiert.

Depressive Erkrankungen können sehr unterschiedlich verlaufen. Bleibt eine Depression im Kindes- und Jugendalter unbehandelt, besteht die Gefahr, dass sie chronisch wird.



Bei jungen Menschen treten im Gegensatz zu Erwachsenen depressive Störungen meist in Verbindung mit anderen psychischen Erkrankungen und/oder Entwicklungsstörungen auf. Komorbidität besteht v.a. mit Angststörungen, Essstörungen, externalisierenden Störungen (z.B. Störung des Sozialverhaltens), aggressivem Verhalten und Substanzmissbrauch. In der Bremer Jugendstudie wurde nachgewiesen, dass Mädchen eher von einer Kombination aus Depression und Angststörung betroffen sind, während bei Jungen eine depressive Erkrankung eher mit Substanzmissbrauch einhergeht.



Depressionen sind leise Störungen. Sie spielen sich größtenteils im Stillen auf der Gefühls- und Gedankenebene ab und werden erst wahrgenommen, wenn sie sich im körperlichen Bereich oder im Verhalten zeigen oder sich in emotionale Krisen zuspitzen. Betroffene gestehen sich ihre Schwierigkeiten oft lange nicht ein. Dabei haben sie große Mühe, den täglichen Anforderungen in Familie, Schule/Ausbildung und Freizeit zu entsprechen. Sie erleben vermehrt Misserfolg und Versagen und ziehen sich resigniert aus ihrem sozialen Umfeld zurück. Der Prozess der sozialen Isolierung und unbewältigte Aufgaben führen zu weiteren emotionalen Belastungen und verschlechtern die ohnehin beeinträchtigte Befindlichkeit. Die Fachliteratur spricht hier von der ‚depressiven Spirale‘. Die Auswirkungen sind für Betroffene häufig mit großem persönlichen Leid verbunden. Traurigkeit und Verzweiflung können so weit gehen, dass die Heranwachsenden lebensmüde werden und Suizidgedanken entwickeln. Junge Frauen mit depressiver Erkrankung, die im Betreuten Wohnen aufgenommen werden, wurden meist zuvor in einer psychiatrischen oder psychosomatischen Klinik psychotherapeutisch und/oder medikamentös behandelt. Um den Tag wieder strukturieren zu können, die Anforderungen im Alltag zu bewältigen, mit den Auswirkungen der Erkrankung umzugehen und zwischenmenschliche Kontakte zu gestalten, benötigen sie vielfältige sozialpädagogische Hilfestellungen.

Das Angebot des Betreuten Wohnens bietet den jungen Frauen die nötige Struktur. Es gibt Hilfestellungen bei der Bewältigung der Alltagsaufgaben und der Freizeitgestaltung. Feste Angebote, Abläufe und Regeln wirken Rückzugstendenzen entgegen und fördern und fordern die Aktivität, was für die Einzelne mit großer Anstrengung verbunden sein kann. Im Zusammenleben in der Gruppe ergeben sich wie selbstverständlich soziale Kontaktmöglichkeiten, die durch professionelle Unterstützung neuen Erfahrungsraum bieten.

In der Einzelbegleitung werden individuelle Entwicklungsziele erarbeitet und die jungen Frauen bei deren Umsetzung unterstützt. Die depressiv erkrankten Klientinnen sind besonders im Antrieb und ihrer Belastungs- und Leistungsfähigkeit beeinträchtigt. Aufgaben müssen oftmals gemeinsam mit ihnen erledigt werden. Weiterhin geht es in der Begleitung darum, Erlebtes differenzierter wahrzunehmen, positive Erfahrungen zu beachten und zu benennen und so Zutrauen in die eigenen Stärken und Fähigkeiten zu entwickeln.

Literatur:

Spröber, Straub, Fegert, Kölch: Depression im Jugendalter, Weinheim 2012
 Hax-Schoppenhorst Th.: Wenn die Seele Achterbahn fährt, Neukirchen-Fluyn 2005
 Nevermann Ch., Reicher H.: Depressionen im Kinder- und Jugendalter, 2. Aufl., München 2009
 Groen G., Petermann F.: Wie wird mein Kind wieder glücklich?, Bern 2011

„Wie sich mein Leben verändert hat“

Interview

Petra wurde Ende März 2011, einige Monate vor ihrem 21. Geburtstag, im Betreuten Wohnen im Haus Antonie Werr aufgenommen. Ein Jugendamt hatte den Bedarf gesehen und entschieden, auch zu diesem Zeitpunkt noch Jugendhilfe zu gewähren.

Warum hast du dich damals an das Jugendamt gewendet?

Nach einem Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik ging ich zum Jugendamt. Die Therapeuten in der Klinik hatten mir dringend ein Betreutes Wohnen empfohlen, aber in einer Frauengruppe. Eine andere hätte ich mir auch nicht vorstellen können. Ich litt unter Zwangsgedanken und -handlungen, hatte Essprobleme, ganz schlimme Schlafstörungen und damals auch ein schwieriges Verhältnis zu meinem Vater.

In der Ausbildung stand ich wenige Monate vor dem Abschluss, hatte aber so große Lücken aufgrund der langen Krankheitsphase, dass ich nicht sicher war, ob ich zu den Prüfungen antreten würde.

Mit den Mitbewohnerinnen und den Vermietern meiner damaligen WG hatte ich nur noch Stress und sonst kaum noch soziale Kontakte. Meine ganze Zeit ist für die Arbeit und meine Zwangserkrankung drauf gegangen. Ich bin einfach nicht mehr allein zurecht gekommen.

Wie war das nach dem Einzug für dich?

Ich habe mich an die Regeln gewöhnen müssen und an die festen Zeiten (soweit das von der Arbeit her möglich war). Das war ganz schön schwierig für mich. Ich konnte anfangs wegen meiner Zwänge manche Putzarbeiten in der Gruppe nicht übernehmen. Das konnte ich aber mit den Sozialpädagoginnen besprechen und wir haben eine Lösung gefunden.

Meine Zwänge haben sich bei allem Auf und Ab insgesamt verbessert. Durch die gemeinsamen Gruppenaktivitäten war nicht mehr so viel Zeit für meine Zwänge übrig. Aber das Zusammenleben mit der Gruppe war für mich auch ganz schön schwierig. Ich war die Älteste und stand schon im Beruf. Die Stimmungen der anderen mitzukrie-

gen, fand ich manchmal echt belastend. Und ich war ja auch oft schlecht drauf und hab meine Launen raus gelassen. Dann hat mich die Unordnung, die manchmal in Küche oder Wohnzimmer war, wahnsinnig aufgeregt. Aber mit der Zeit lernte ich, das auszuhalten und mich nicht an jeder Kleinigkeit aufzuhängen.

Schön war, dass immer jemand da war, wenn ich von der Arbeit heimkam und mit manchen Mitbewohnerinnen konnte ich auch gut reden.

Wie war deine Wohnsituation?

Ich hatte ein Ein-Zimmer-Appartement neben der Wohngruppe. Anfangs mit Gruppenanschluss. Wenn mir der Trubel in der Gruppe zu groß war, konnte ich mich zurückziehen.

Dann gab es aber auch eine Phase, in der ich nachts große Ängste hatte. Ich bin beim kleinsten Geräusch aufgewacht und hatte Angst, jemand kommt ins Zimmer. Weil damals innerhalb der Gruppe ein Zimmer frei war, bot mir meine Sozialpädagogin an, nachts dort zu schlafen. Das hat mir gut getan, denn in der Zeit habe ich mehr Schutz gebraucht.

Welche Unterstützung hast du gebraucht?

Ich hatte immer einen großen Redebedarf. Für mich ist es total wichtig, gleich über das zu sprechen, was mich belastet. Im Betreuten Wohnen konnte ich immer auf eine der Sozialpädagoginnen zugehen. Sie hat dann mit mir überlegt, was hilfreich für mich sein könnte. Wenn ich das Gefühl hatte, vor einem Berg zu stehen und nicht zu wissen wo ich anfangen soll, hat sie mit mir einfach die Aufgaben nach Dringlichkeit geordnet. So habe ich dann schon wieder etwas Überblick bekommen, und das ganze war nicht mehr so bedrohlich.

Dann haben sie mich auch darauf aufmerksam gemacht, wenn ich in destruktives Verhalten gefallen bin, z.B. nur noch schwarz in einer Situation gesehen habe oder sehr aggressiv war. Oder sie haben mich ermutigt, Dinge anzusprechen, wenn ich mir in meiner Phantasie alles Mögliche zusammenreimte.

Zu vielen Terminen, besonders mit Ämtern und Behörden, hat mich eine Sozialpädagogin begleitet. Das hat mir Sicherheit gegeben.

Wie ist es mit deiner Berufsausbildung weitergegangen?

Das war ein großes Auf und Ab. Ich musste sehr viel Theorie nachlernen, weil ich ja zwölf Wochen in der Klinik war. Ich habe eigentlich erst drei Tage vor der Prüfung entschieden, dass ich wirklich antrete. Ich war sehr aufgeregt und habe nicht geglaubt, dass ich bestehe. In einem Fach habe ich auch schlecht abgeschnitten, aber insgesamt bestanden. Das war dann doch eine große Erleichterung. Ich glaube, dass ich damals nicht die Kraft für einen zweiten Anlauf gehabt hätte, wenn ich durchgefallen wäre.

Nach der Prüfung war ich für sechs Wochen zu einem weiteren Intervallaufenthalt in der psychosomatischen Klinik, um noch einmal an den Zwängen zu arbeiten. Die konnte ich auch deutlich reduzieren. Aber kurz danach bin ich in eine schwere Depression gerutscht. Die Zwänge waren mein Leben, meine Freizeit, mein Hobby, einfach alles. Plötzlich war das alles weg und da war ein großes Loch und eine tiefe Einsamkeit. Es war so schlimm, dass ich Suizidgedanken und eigentlich auch -pläne hatte. Ich konnte das damals glücklicherweise meinem Hausarzt erzählen. Er hat mich sofort in die Psychiatrie eingewiesen. Ich war dann zwei Wochen auf der geschlossenen Station und anschließend zehn Wochen auf einer verhaltenstherapeutischen Station. Daneben sollte ich auch eine medikamentöse Behandlung bekommen. Es wurden verschiedene Medikamente angesetzt. Ich konnte aber bei keinem eine spürbare Besserung feststellen. Das hat mich manchmal schier verzweifeln lassen. Ich war ganz schön mit meiner Erkrankung und den dazugehörigen Problemen konfrontiert. Im Sommer 2012 war ich dann noch mal ungefähr acht Wochen in einer Klinik.

Und wie ist es beruflich für dich weitergegangen?

Nach dem ersten Psychiatrieaufenthalt habe ich mich für eine Maßnahme der Agentur für Arbeit entschieden. Die soll psychisch kranke Menschen auf einen Wiedereinstieg in den Beruf vorbereiten. Ich war damals auch nicht sicher, ob ich überhaupt in meinem erlernten Beruf arbeiten kann.

Die Maßnahme hat mich stabilisiert. Ich musste jeden Tag aufstehen und hatte was zu tun. Und trotzdem war ich nach einigen Wochen unzufrieden mit der Situation und wollte etwas anderes machen. Im Dezember 2012 habe ich mich dann entschlossen, mir wieder einen Job zu suchen. Von Anfang an war mir klar, dass ich nicht Vollzeit belastbar bin.

Ich habe einen Teilzeitjob gefunden. Jetzt arbeite ich seit März 2013 wieder mit 25 Stunden wöchentlich im Einzelhandel. Ich habe dem Start mit großer Angst entgegen gesehen. Ich wusste ja nicht, wie das Team ist und ob ich alles gut schaffe. Aber ich habe eine verständnisvolle Chefin, die auch weiß, dass ich länger krank war. Die Arbeit macht mir Spaß und bei 25 Stunden bekomme ich den Schichtdienst auch gut hin. Es tut mir gut, dass mir was zugetraut wird und ich freue mich, dass ich auch selbstständig arbeiten kann. Und mit dem Verdienst komme ich, mit ergänzendem Arbeitslosengeld II, auch gerade so hin.

Wie sehen deine zukünftigen Pläne aus?

Ich werde bald in eine eigene Wohnung umziehen. Ich freue mich sehr darauf, dann mehr Platz und vor allem meine eigenen vier Wände zu haben.

Ob ich mich auch beruflich noch einmal umorientiere, weiß ich noch nicht. Ich würde schon gern wieder in meinem erlernten Beruf arbeiten.

Hilfen für Frauen in Krisen

Haus Antonie Werr

Huttenstraße 11

97072 Würzburg

Tel. 0931-79723-0


Fax 0931-79723-23


E-Mail haw.fraueninkrisen@oberzell.de

Internet www.haw.oberzell.de



von links: Heike Schiller-Sauvant, Karola Herbert (Leiterin), Susanne Göckelmann

	Vorübergehendes Wohnen	Ambulante Begleitung
		nach § 67 SGB XII Hilfen zur Überwindung besonderer sozialer Schwierigkeiten
Zielgruppe	Frauen ab 21 Jahren, die <ul style="list-style-type: none">• sozialpädagogische Begleitung wünschen• im Rahmen ihrer Möglichkeiten an der Veränderung ihrer Situation arbeiten wollen• über ein gewisses Maß an Selbstständigkeit und lebenspraktischen Fähigkeiten verfügen• fähig und bereit sind, mit anderen Frauen zusammenzuleben	Frauen ab 21 Jahren, <ul style="list-style-type: none">• für die unsere Begleitung im Rahmen des vorübergehenden Wohnens nicht ausreicht• die außerhalb wohnen und ihre Lebenssituation nicht aus eigener Kraft verändern können• die aus der Haft entlassen sind
Angebote	<ul style="list-style-type: none">• Frauenspezifische sozialpädagogische Begleitung• Schutz- und Entwicklungsraum für einen Neuanfang• Einzelgespräche zur Klärung der persönlichen Situation und Entwicklung von Perspektiven• Unterstützung bei Kontakten mit Ämtern• Unterstützung zu eigenverantwortlicher und selbstständiger Lebensführung	Frauenspezifische intensive sozialpädagogische Begleitung, um <ul style="list-style-type: none">• die persönlichen Lebensumstände zu verbessern• ökonomische Stabilisierung zu erreichen• die berufliche Situation zu klären• die Lebensgeschichte zu betrachten und zu reflektieren• tragbare Lebenskonzepte zu entwickeln• soziale Integration zu erlangen
Setting	12 Einzelzimmer mit Dusche und Kochgelegenheit, davon acht Zimmer auf einer Wohnetage	<ul style="list-style-type: none">• Zimmer im Haus Antonie Werr• eigene Wohnung• Wohnung vom Bayerischen Landesverband für Gefangenenfürsorge und Bewährungshilfe e.V., München

Notschlafstätte	Sleep-In Notschlafstätte im Rahmen der Jugendhilfe	
§§ 27 ff. SGB XII Notwendiger Lebensunterhalt, Sozialpädagogische Beratung § 67 SGB XII Hilfe zur Überwindung besonderer sozialer Schwierigkeiten	§ 42 SGB VIII bzw. §§ 27, 34 SGB VIII §§ 41, 34 SGB VIII	
Frauen ab 21 Jahren <ul style="list-style-type: none">• ohne festen Wohnsitz• ohne Unterkunft, d.h. die momentan keinen Wohnraum haben bzw. nutzen können	Frauen von 17 bis 21 Jahren <ul style="list-style-type: none">• ohne festen Wohnsitz• ohne Unterkunft	Zielgruppe
<ul style="list-style-type: none">• Schutz- und Entwicklungsraum• tägliche Auszahlung der Hilfe zum Lebensunterhalt und/oder Übernachtungsmöglichkeit bis zu siebenmal im Monat• sozialpädagogische Beratung• Unterstützung bei Kontakten mit Ämtern• Antragsformulare für Kleidung (Caritas, Diakonie)• Möglichkeit zum Duschen und Wäschewaschen• Entwicklung von Perspektiven• Gesprächs- und Aufenthaltsmöglichkeit im offenen Treff	<ul style="list-style-type: none">• Schutz- und Entwicklungsraum• tägliche Auszahlung der Hilfe zum Lebensunterhalt und/oder Übernachtungsmöglichkeit bis zu siebenmal im Monat• sozialpädagogische Beratung und Unterstützung bei weiterführenden Hilfen• Unterstützung bei Kontakten mit Ämtern• Möglichkeit zum Duschen und Wäschewaschen• Entwicklung von Perspektiven• Gesprächs- und Aufenthaltsmöglichkeit im offenen Treff	Angebote
Vier Schlafplätze in drei Zimmern	Vier Schlafplätze innerhalb einer separaten Wohneinheit mit Küche	Setting

Zahlen und Tendenzen

Vorübergehendes Wohnen

In den Jahren 2009/2010 haben 32/24 Frauen das Hilfeangebot wahrgenommen. Es fielen insgesamt 3528/4319 Belegtage für Frauen an. Die jüngste Bewohnerin war 21/21 Jahre, die älteste 76/73. 10/12 Frauen kamen als wohnungslose Frauen zu uns und wurden anschließend in das vorübergehende Wohnen aufgenommen. Von den 32/24 Frauen hatten 25/22 die deutsche, 1/0 die polnische, 1/0 die marokkanische, 1/0 die serbische, 1/0 die sambische, 1/0 die rumänische, 1/0 die ägyptische, 0/1 die kubanische und 1/1 die griechische Staatsangehörigkeit.

In den Jahren 2011/2012 haben 22/18 Frauen das Hilfeangebot wahrgenommen. Es fielen insgesamt 4174/4183 Belegtage für Frauen an. Die jüngste Bewohnerin war 19/23 Jahre, die älteste 74/67. 14/9 Frauen kamen als wohnungslose Frauen zu uns und wurden anschließend in das vorübergehende Wohnen aufgenommen. Von den 22/18 Frauen hatten 19/15 die deutsche, 1/1 die bosnische, 1/1 die italienisch-brasilianische und 1/1 die aserbaidchanische Staatsangehörigkeit.

Viele der Frauen mit deutschem Pass haben einen Migrationshintergrund.

Die häufigsten Gründe, Aufnahme im Haus Antonie Werr zu suchen, sind der Verlust der Wohnung, die Trennung vom Partner, ein Aufenthalt in einer psychosomatischen oder psychiatrischen Klinik, der nach Beendigung die Rückkehr in die häusliche Umgebung nicht sinnvoll erscheinen lässt und die Wohnungslosigkeit nach einem Aufenthalt in der Justizvollzugsanstalt.

Durch die Vergleichszahlen des Vierjahreszeitraumes wird deutlich, dass wir jedes Jahr weniger Frauen aufgenommen haben, während die Belegtage gestiegen sind. Das bedeutet, dass weniger Frauen wesentlich länger geblieben sind. Das wiederum spiegelt wider, dass Wohnraum bzw. Wohnraum innerhalb der Mietobergrenzen in Würzburg sehr, sehr knapp geworden ist. Nun leben im vorübergehenden Wohnangebot ausschließlich Frauen, die wohnfähig sind und einen Haushalt in der Regel tadellos führen können: Frauen, die „einen guten Eindruck“ machen. Einige von ihnen sind überschuldet oder befinden sich im Insolvenzverfahren, was Vermieter zurückschrecken lässt, wenn sie eine Mieterselbstauskunft einholen. Der weitaus häufigste Grund für Absagen ist aber der Bezug von Arbeitslosengeld II (Alg II) oder Grundsicherung



und die Arbeit im Niedriglohn-Sektor mit entsprechend geringem Einkommen. Auf jede Wohnung kommen genügend andere BewerberInnen, deren Einkommen höher ist als das unserer Klientinnen. Deshalb sind sie auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt. Auch bei den Wohnungsbaugenossenschaften wird Wohnraum innerhalb der Mietobergrenzen immer knapper. Diese Wohnungen sind entsprechend begehrt. Einen großen Teil der sozialpädagogischen Begleitung macht deshalb die Unterstützung bei der Wohnungssuche aus. Wenn die Klientinnen zum x-ten Mal eine Absage bekommen, müssen sie immer wieder ermutigt werden, weiter am Ball zu bleiben. Zwei Frauen, die drei Jahre im Haus Antonie Werr wohnten und zwei Frauen, die zwei Jahre hier waren, konnten im November 2012 endlich in eigenen Wohnraum vermittelt werden. Insgesamt sind im vergangenen Jahr nur sieben von 18 Frauen ausgezogen. Einer Frau wurde fristlos gekündigt, eine Frau fand eine Wohnung im Haus eines ehrenamtlich für St. Egidio tätigen Mannes, eine Frau konnte bei der Stadtbau eine Wohnung finden, eine bei der Bayerischen Versicherungskammer (über der Mietobergrenze – sie verzichtete daraufhin auf ein Darlehen für die Kautions und zukünftig auf Kostenübernahme bei einer Steigerung der Nebenkosten), eine konnte die günstige Wohnung einer Freundin übernehmen, eine konnte in eine Wohnung ziehen, die uns eine „Gönnerin“ zur Weitervermietung zur Verfügung gestellt hat und eine zog in eine kleine Wohnung mit vergleichsweise überteuertem Miete. Vier der oben genannten Frauen waren im Bezug von Alg II bzw. Grundsicherung. Eine Frau finanzierte sich über eine Erwerbsminderungsrente. Die beiden anderen Frauen lagen im Verdienst knapp über dem Niveau, ab dem ihnen ergänzend Alg II zusteht. Verschiedene Gremien und Arbeitskreise, in denen der Fachbereich Frauen engagiert ist, haben im vergangenen Jahr bei den Verantwortlichen der Stadt und des Landkreises die Problemlage angeprangert. Selbstverständlich ist auch dort das Problem bekannt, eine Lösung lässt aber auf sich warten.

Notschlafstätte

In den Jahren 2009/2010 kamen 66/46 Frauen als wohnungslose Frauen zu uns. 17/13 der Frauen waren mehrfach hier, einige davon bis zu 8/7 mal. Insgesamt fielen 352/223 Übernachtungen an. 18/20 ließen sich nur die Hilfe zum Lebensunterhalt auszahlen und nahmen unser Beratungsangebot in Anspruch. Insgesamt zahlten wir 861-/500-mal die tägliche Hilfe zum Lebensunterhalt aus. 5/11 Frauen konnten in Verfügungswohnraum der Stadt Würzburg vermittelt werden.

In den Jahren 2011/2012 kamen 36/34 Frauen als wohnungslose Frauen zu uns. 11/13 der Frauen waren mehrfach bei uns, einige davon bis zu 9/8 mal. Insgesamt fielen 248/213 Übernachtungen an. 9/10 ließen sich nur die Hilfe zum Lebensunterhalt auszahlen und nahmen unser Beratungsangebot in Anspruch. Insgesamt zahlten wir 354-/420-mal die tägliche Hilfe zum Lebensunterhalt aus. 8/10 Frauen konnten in Verfügungswohnraum der Stadt Würzburg vermittelt werden.



Dem bundesweiten Trend folgend sind die Übernachtungszahlen in den letzten Jahren zurück gegangen. Es ist auffallend, dass die psychischen Erkrankungen der Frauen, die auf der Straße leben, mehr und in der Ausprägung deutlicher werden. Im vergangenen Jahr waren besonders viele Frauen mit paranoiden Wahnvorstellungen zur Beratung und zur Auszahlung der Hilfe zum Lebensunterhalt im Haus Antonie Werr. Mangelnde Krankheitseinsicht und damit auch die fehlende Einsicht, sich in ärztliche Behandlung zu begeben, erschwerten die Arbeit mit den Klientinnen. Hier gibt es eine Zusammenarbeit mit den sozialpsychiatrischen Diensten. Der Arbeitskreis Menschen ohne Wohnung, dem wir angehören, strebt in diesem Jahr noch ein Treffen mit Richtern des Betreuungsgerichts bezüglich der Problematik der Selbstgefährdung psychisch kranker wohnungsloser Frauen an.

Wir begleiten auch wohnungslose Frauen, die seit vielen Jahren mehrmals im Jahr ins Haus Antonie Werr zum Übernachten und zur Beratung kommen. Die Atmosphäre im Haus gefällt ihnen. Über ein kontinuierliches Beziehungsangebot versuchen wir, die Frauen zu motivieren, sich perspektivisch mit einem Leben mit Dach über dem Kopf auseinanderzusetzen.

Sleep-In

Dieses Angebot wurde **in den Jahren 2009/2010** von 13/16 Frauen genutzt. Insgesamt übernachteten sie 181-/112-mal. In Zusammenarbeit mit den zuständigen Jugendämtern wurden für 8/2 junge Frauen weiterführende Hilfen in die Wege geleitet. 1/8 Frauen wurden in Verfügungswohnraum der Stadt Würzburg vermittelt. Die Frauen waren im Alter von 16 bis 21 Jahren.

In den Jahren 2011/2012 wurde das Angebot von 10/15 Frauen genutzt. Insgesamt übernachteten sie 142-/153-mal. In Zusammenarbeit mit den zuständigen Jugendämtern wurden für 3/6 junge Frauen weiterführende Hilfen in die Wege geleitet. Eine junge Frau wurde im Anschluss an den Sleep-In-Aufenthalt mit ihrem Sohn in einer Mutter-Kind-Einrichtung aufgenommen. 3/2 Frauen wurden in Verfügungswohnraum der Stadt Würzburg vermittelt. Die Frauen waren im Alter von 17 bis 21 Jahren.



Vom Wert der Arbeit für den Menschen

In Deutschland sind heute 39,8 Millionen Menschen erwerbstätig. In einem Bericht des Statistischen Bundesamtes heißt es: „Die Erwerbsarbeit nimmt im Leben des modernen Menschen einen zentralen Platz ein, da sie nicht nur der Sicherung des Lebensunterhalts dient, sondern auch Einfluss auf die Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit hat.“

Im Haus Antonie Werr leben derzeit in der Abteilung Frauen in Krisensituationen elf Frauen.

- Zwei Frauen sind berufstätig (Exami nierte Altenpfle gerin, Reinigungskraft) und können mit ihrem Einkom men den Lebensunterhalt sichern.
- Eine Frau ist im Bezug von Arbeitslosengeld I (Alg I) und geht zusätzlich einer geringfügigen Beschäftigung nach, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.
- Eine Frau ist vor kurzem arbeitslos geworden, weil sie gegen die geringe Bezahlung und undurchsichtiges Gebaren an ihrem Arbeitsplatz aufbegehrte. Sie befin det sich bereits wieder im Bewerbungsverfahren.
- Eine Frau hat nach einer schweren Krise Rente bean tragt.
- Eine Frau befindet sich aufgrund körperlicher Ein schränkungen im vorübergehenden Rentenbezug.
- Drei Frauen beziehen Arbeitslosengeld II (Alg II). Davon sind zwei in einer Maßnahme und eine hat zusätzlich eine geringfügige Beschäftigung.
- Eine Frau bezieht ergänzend zu einer 35-Stunden-Stelle Alg II.
- Eine Frau bezieht Grundsicherung. Sie geht jedoch einer geringfügigen Beschäftigung nach, um den Tag zu strukturieren. Sie bezieht ergänzend Grund sicherung zu ihrem Gehalt.

Die Bedeutung der Arbeit hat sich im Laufe der Menschheitsgeschichte verändert, für die Psyche des Menschen hat sie nie an Wichtigkeit verloren. Neben der Funktion der bloßen Existenzsicherung, welche auf den ersten Blick sicher die Wichtigste ist, ist die Erwerbsarbeit in unseren Gebieten die bedeutendste Quelle vielfältiger Lebenser fahrungen und Mitgestalterin der eigenen Identität. Deut-

lich wird dies auch, wenn man die Folgewirkungen der Erwerbslosigkeit betrachtet, die sich sehr komplex gestal ten und das Ausmaß der psychischen Notwendigkeit von Arbeit erkennen lassen: „Emotionale Labilität, Gefühle der Wertlosigkeit und des Überflüssigseins, Einschränkung der Handlungsfähigkeit, Abbruch sozialer Beziehungen sowie psychosomatische Beschwerden waren Beispiele möglicher Verarbeitungsformen [von Erwerbslosigkeit]“ (Schu macher 1988, S.13). Die Umkehr dieser Negativfolgen zeigt die positiven Funktionen von Erwerbsarbeit für den Menschen auf: Innere Stabilität, Selbstwertgefühl, Teilha be an gemeinsamen Zielen, Kompetenzgefühl, vielfältige soziale Kontakte und nicht zuletzt psychische Gesundheit. Anhand der folgenden Beispiele möchten wir Ihnen die Arbeitsrealität einiger Bewohnerinnen aufzeigen und deut lich machen, dass sie alle arbeiten möchten, was durch die strukturellen Bedingungen aber oft erschwert wird.

Maria ist zum Zeitpunkt ihres Arbeitsantritts bei einer Reinigungsfirma 56 Jahre alt und erhält einen unbefristeten Arbeitsvertrag. Sie arbeitet 25 Stunden in der Woche, täglich von 6 Uhr bis 11.30 Uhr und verdient 731 € netto. Sie freut sich, als sie den Ver trag unterschreibt. Endlich ein unbefristetes Arbeitsverhält nis, eine Arbeitszeit von fünf Stunden täglich am Stück. Zusammen mit dem 400-€-Job, den sie seit 22 Jahren ausübt, kann sie keine großen Sprünge machen, kommt finanziell aber über die Runden und ist zufrieden. Sie lebt seit 1998 in Deutschland, hat drei Kinder groß gezogen und ihre Tochter bei der Erziehung des Enkels unterstützt. Seit vielen Jahren ist sie in der Reinigungsbranche tätig. Sie ist ehrlich und zuverlässig. Häufig musste sie die Stelle wechseln aufgrund der unsicheren Arbeitsplatzsituation in dieser Branche. Auf dem Gebäu dereinigungssektor herrscht ein harter Konkurrenzkampf. Objekte werden vielfach nur noch von Subunternehmern gereinigt. Erhält ein Eigentümer ein günstigeres Angebot, kündigt er den Vertrag mit der vorherigen Firma auf und die MitarbeiterInnen werden, so sie nicht anderweitig eingesetzt werden können, arbeitslos. So erging es auch Maria an einigen Arbeitsstellen.

Diesmal schien alles ganz anders. Die Arbeitsbedingungen waren gut für Maria. Als Frühaufsteherin war es für sie kein Problem, um 6 Uhr zu beginnen. Die Vereinbarkeit mit dem 400-€-Job war gegeben. Sie konnte ihre Arbeit zusammenhängend ableisten. Früher erforderte ihr Arbeitsverhältnis, mehrmals täglich den Einsatzort zu wechseln und dabei noch lange Pausen in Kauf zu nehmen. Das ist sehr anstrengend, wenn man kein Auto hat und zudem nicht mehr die Jüngste ist. Alles war soweit gut. Maria hatte kaum Krankheitstage. Einmal kam sie zu spät, weil sie verschlafen hatte. Dafür erhielt sie eine Abmahnung. Die nahm sie widerspruchslos entgegen und berichtete davon nichts im Haus Antonie Werr. Nach mehr als einem halben Jahr ging sie morgens zur Arbeit und fühlte sich nicht wohl. Sie sagte der Kollegin Bescheid, beendete die Arbeit frühzeitig und ging vom Arbeitsplatz aus umgehend zum Arzt. Bereits in der Praxis bekam sie einen Anruf, dass ihr gekündigt ist. Als Maria um 10 Uhr nach Hause kam, lag die Kündigung bereits im Briefkasten. Die begleitende Sozialpädagogin



setzte sich unmittelbar mit dem Arbeitgeber in Verbindung und fragte nach dem Kündigungsgrund, da keiner angegeben war. Weil die sechsmonatige Probezeit schon vorüber war, war der Arbeitgeber aber verpflichtet, diesen zu nennen. Am Telefon bekam die Sozialpädagogin die Auskunft, dass Maria schon häufiger zu spät gekommen sei und die Kündigung deshalb erfolgt wäre. Maria versicherte der Sozialpädagogin glaubhaft, dass dies nicht der Fall gewesen sei. Eine andere Frau auf der Etage, die täglich zur gleichen Zeit die Wohngemeinschaft verlässt, bestätigte, dass sie seit Marias Abmahnung jeden Tag zusammen das Haus verlassen hätten. Schriftlich formulierte die Sozialpädagogin einen Widerspruch und faxte ihn an den Arbeitgeber. Maria wurde aus gesundheitlichen Gründen ab diesem Tag krank geschrieben. Nachdem zwei Wochen später noch immer keine Rückmeldung erfolgt war, fragte Maria beim Arbeitsgericht nach, wie sie sich verhalten solle. Dort erfuhr sie, dass ein persönlicher Widerspruch keinen Bestand hat. Sie müsse fristgerecht eine Kündigungsschutzklage beim Arbeitsgericht einreichen, was sie umgehend machte. Wenige Tage später rief sie der Arbeitgeber an und stellte ihr eine andere Beschäftigung innerhalb der Firma in Aussicht. Maria überlegte das und wäre auch bereit gewesen, den Einsatzort zu wechseln. Sie vergaß zu erwähnen, dass sie beim Arbeitsgericht Widerspruch gegen die Kündigung eingelegt hat, bzw. dachte, dass das neue Angebot aufgrund des Widerspruchs zustande gekommen sei. Inzwischen war die Kündigungsschutzklage beim Arbeitgeber eingegangen. Aufgebracht zog er das Arbeitsangebot daraufhin zurück. Bei der nun anstehenden Verhandlung begleitete die Sozialpädagogin Maria. Die Gegenseite ließ sich anwaltschaftlich vertreten. Das erfuhr Maria freitags. Am Montagmorgen fand die Verhandlung statt. Der Arbeitgeber gab an, dass Maria vier Wochen vor der Kündigung zu spät gekommen sei, was er jetzt ahndete. Das verwunderte sogar die Richterin. Es interessierte niemanden, dass dies nicht der Wahrheit entsprach. Die Richterin fragte an, ob Maria denn noch Interesse hätte, bei der Firma tätig zu sein. Falls nicht, könne sie einem vom Arbeitgeber vorgeschlagenen Vergleich zustimmen. Letztendlich heißt es im Vergleich, dass „das Arbeitsverhältnis der Parteien aufgrund ordentlicher Arbeitgeberkündigung aus betrieblicher Veranlassung“ endet. Maria hätte

innerhalb einer Frist noch Widerspruch einlegen können. Nach Rücksprache mit einem Anwalt verzichtete sie darauf. Sie vereinbarte, dass sie ein akzeptables Arbeitszeugnis bekommt. – Bis heute hat sie keines erhalten. – Ihr wurde eine Abfindung von 350 € brutto gezahlt. Was bleibt, ist ein sehr bitterer Nachgeschmack.

Seit vier Monaten ist Maria nun arbeitslos. Sie erhält noch bis Sommer 2014 Arbeitslosengeld I. Ihr Selbstwertgefühl ist stark beeinträchtigt. Sie bewirbt sich auf offene Stellen. Leider kam noch kein neues Arbeitsverhältnis zustande. Ein potenzieller Arbeitgeber hat sie vier Tage jeweils fünf Stunden zur Probe arbeiten lassen. Bei der Bundesagentur hat er zwei Tage Probearbeit beantragt. Maria bekam nach den vier Tagen nicht mal eine Rückmeldung, obwohl ihr gesagt wurde, dass man sich umgehend telefonisch bei ihr melden und Bescheid geben würde.

Jenny ist 51 Jahre alt und arbeitet als Küchenhilfe bei einem Industrieunternehmen. Sie hat ein Jahr nach einer Arbeitsstelle gesucht. Über den Jobcenter hat sie Unterstützung beim Erstellen der Bewerbungen bekommen. Früher hat sie bei einem Betrieb für Systemgastronomie gearbeitet. Als sie sich von ihrem Mann getrennt hat, rief er ständig bei ihrem Chef an. Jenny hat sich dafür sehr geschämt. Um Konflikten aus dem Weg zu gehen, hat sie Deutschland verlassen und ist zu einer Verwandten in die Niederlande gegangen. Nach vier Jahren wollte sie nach Deutschland zurück. Sie bezog ein Zimmer im Haus Antonie Werr. Unzählige Bewerbungen hat Jenny geschrieben, aber keine war von Erfolg gekrönt. Obwohl sie schon 21 Jahre in Deutschland lebt, sind ihre Sprachkenntnisse nicht besonders gut. Über eine Zeitarbeitsfirma bekommt sie dann Arbeit in dem oben erwähnten Industrieunternehmen. Nach zwei Monaten wird sie von der Firma übernommen. Bei der Zeitarbeitsfirma arbeitete sie 30 Stunden und hatte einen Stundenlohn von 7,89 €. Beim Industrieunternehmen bekommt sie für dieselbe Arbeit nur einen Stundenlohn von 7,51 €, arbeitet aber jetzt 35 Stunden in der Woche. Das entspricht in der Summe dem Nettolohn bei der Zeitarbeitsfirma. Bei einer günstigen Miete von 221 € im



Haus Antonie Werr bekommt sie noch ergänzend 27,45 € Arbeitslosengeld II. Wenn Jenny in eine eigene Wohnung zieht, muss die ergänzende Hilfe erhöht werden. Jenny geht gerne zur Arbeit. Der zierlichen Frau macht die körperlich für sie zwar sehr anstrengende und schwere Arbeit in der Kantine Spaß. Sie hat einen freundlichen Chef, der auf sie zählen kann und der ihren Arbeitseinsatz schätzt. Jenny hat noch nie über ihr niedriges Einkommen geklagt. Aufgrund der für sie schweren Arbeit hat sich ein Karpaltunnelsyndrom entwickelt, das sie operieren lassen musste. In Absprache mit ihrem Arbeitgeber hat sie einen arbeitstechnisch günstigen Zeitpunkt für die Operation und die folgende Krankschreibung gewählt. Hoffentlich kann Jenny anschließend wieder ohne Beschwerden arbeiten, denn das tut sie gerne.

Andrea arbeitet als Lagerhelferin und Kommissioniererin bei einer großen Firma. Sie ist allerdings nicht Angestellte dieser Firma, sondern einer Zeitarbeitsfirma, die sie ausleiht – ganz wie die Auftragslage es hergibt.

Andrea erhält einen Stundenlohn von 8,19 €. Das sind, je nachdem wie oft sie eingesetzt wird, 650-800 € netto monatlich. Bei den derzeitigen Mietpreisen für eine 1-Zimmer-Wohnung von ca. 400 € ist es für Andrea kaum möglich, aus der Einrichtung auszuziehen, da sie auch die monatlichen Fahrtkosten an die Arbeitsstelle selbst bezahlt. Ihr bleibt also zum Leben ein Betrag ähnlich wie einer Alg II-Bezieherin.

Eigentlich ist Andrea nur für 30 Stunden in der Woche eingestellt, arbeitet aber in Wirklichkeit Vollzeit, da sie Urlaub, Ausfallzeiten durch die Firma oder Krankheit sozusagen vorarbeiten muss, um monatlich halbwegs ein verlässliches Gehalt zu beziehen.

Der Tag beginnt für Andrea sehr früh. Der Wecker klingelt um 5.30 Uhr, sie verlässt das Haus um kurz nach 6 Uhr, um ihre Arbeitsstelle rechtzeitig zu erreichen. Sie sticht meist um 7 Uhr und verlässt die Fabrikhalle nicht vor 16.30 Uhr. Wenn sie dann um ca. 18 Uhr die Wohntage betritt, ist sie nur noch hungrig und erschöpft.

Oft fordert die Firma bei Auftragshöhen die ZeitarbeiterInnen auch samstags an. Wer nicht arbeiten kann, steht schnell auf der „roten Liste“. Gut, mag man sagen, auch andere sind nach der Arbeit müde und erschöpft und müssen ihrer Firma an Wochenenden zur Verfügung stehen. Wäre Andrea bei der Firma festangestellt, bekäme sie für dieselbe Arbeit 300-400 € netto mehr im Monat und wüsste, dass die zusätzliche Anstrengung honoriert wird.

Manchmal stellt sich Andrea die Frage, warum sie überhaupt arbeiten geht, da sie durch Arbeitslosengeld II vergleichbar viel bzw. wenig Geld zur Verfügung hätte. Sie möchte aber ihren Lebensunterhalt unabhängig von staatlichen Unterstützungen aufbringen können.

Die Zeitarbeit boomt wie keine andere Branche. Sie schafft Wachstum, Beweglichkeit – und eine Zweiklassengesellschaft. Diese Tatsache ist auch bei unseren Klientinnen angekommen.

Immer mehr Frauen, die auf der Suche nach einer Arbeitsstelle sind, landen in dem Büro einer Zeitarbeitsfirma. Der Umgangston ist rau, es werden Listen über „weniger zuverlässige Mitarbeiter“ geführt, die nach Erkrankungen und aufgrund evtl. eingeforderter Urlaubstage für Wohnungssuche oder Ähnliches sehr schnell

bei Einsatzzeiten gestrichen und letztendlich nicht mehr beschäftigt werden. Die MitarbeiterInnen haben wenig Sicherheit und erleben dies als sehr belastend. Leiharbeit basiert auf dem Arbeitnehmerüberlassungsgesetz (AÜG). Ein Zeitarbeitsunternehmen stellt ArbeitnehmerInnen ein, die gegen einen fixen Stundenlohn an ein anderes Unternehmen verliehen werden. Der Entleiher bestimmt, was und wie viel bei ihm gearbeitet wird. Das Gehalt aber zahlt die Zeitarbeitsfirma nach Tarifverträgen, die meist weit unter dem Durchschnitt der entleihenden Branchen liegen. ZeitarbeiterInnen werden in vielen Branchen und Beschäftigungsvarianten eingesetzt. Zeitarbeitsfirmen sind meist kleine oder mittelständische Unternehmen – die großen Ketten ausgenommen. Bei den Abnehmern dagegen handelt es sich überwiegend um Großbetriebe. Für diese bietet die Leiharbeit einige Vorteile, vor allem ökonomische. Ein Unternehmen spart Lohnkosten durch die Beschäftigung von LeiharbeiterInnen.



Außerdem ist das Flexibilitätspotential enorm attraktiv. Auftragsspitzen können abgefangen werden. Das Unternehmen kann sich neu auf dem Markt platzieren und der Personalbedarf kann erprobt werden. Eine permanente Optimierung der Arbeitsorganisation ist möglich. Rationalisierungsmaßnahmen lassen sich schnell und ohne Kündigungsschutz durchführen.

Für Andrea bedeutet diese Flexibilität eine enorme Belastung. Sie hat wenig Planungssicherheit, weiß oft während der Woche nicht, ob sie nun am Wochenende arbeiten muss. Es ist schwierig, einen längeren Erholungsurlaub (über 7 Tage hinaus) genehmigt zu bekommen. Sie versucht aber Abrufbarkeit und Flexibilität zu signalisieren. Die Firma stellt allen ZeitarbeiterInnen in Aussicht, dass bei zufriedenstellendem Arbeitsverhalten eine Übernahme in ein zunächst befristetes Arbeitsverhältnis mit der Perspektive auf einen unbefristeten Arbeitsvertrag möglich sei.

Andrea arbeitet nun schon seit fast eineinhalb Jahren auf diesen Arbeitsvertrag bei der Firma hin. Sie wird aber immer wieder vertröstet, evtl. bei der nächsten Einstellungsrunde berücksichtigt zu werden. Diese Hinhaltestrategie verhindert, dass Andrea sich bei anderen Firmen bewirbt, da sie befürchtet, wieder eine lange Bewährungsfrist durchhalten zu müssen.

Andrea hat das Gefühl, nur ein kleiner Spielball der wirtschaftlichen Interessen der gut an ihr verdienenden Firma zu sein.

Alle psychischen und physischen Belastungen gehen nicht spurlos an ihr vorbei. Sie hat immer wieder starke Kopf- und Nackenschmerzen und leidet an Schlaflosigkeit. Sie lässt sich nicht krankschreiben, weil sie befürchtet entlassen zu werden. Natürlich würde die Zeitarbeitsfirma die Kündigung mit mangelnden Anfragen von Seiten der Auftraggeber rechtfertigen können.

Nach fast zwei Jahren wird Andrea bei der Vergabeverteilung von festen Stellen berücksichtigt. Die Freude ist natürlich groß, da ihr trotz der Belastungen die Arbeit Spaß macht und sie sich beweisen kann. Hinzu kommt noch, dass sie sehr gerne mit den KollegInnen zusammenarbeitet und diese mittlerweile zu ihrem Freundeskreis zählen. Dort wird viel über die Arbeit gesprochen und man kann behaupten, dass Andrea sich mit der Firma identifiziert und sicher auch weiterhin viel Engagement zeigen wird. Durch die Direktanstellung mit unbefristetem Vertrag hat sie jetzt 400 € netto mehr in ihrem Geldbeutel. Sie ist in der Lage, eine 1-Zimmer-Wohnung zu finanzieren und den Schritt in ein selbstbestimmtes und von staatlichen Leistungen unabhängiges Leben zu machen.

Literatur zum Thema Leiharbeit:

SPIEGEL Nr. 17/12, Frau und Mutter Nr. 06/12

Dr. Christiane Koch, Leiharbeit – Türöffner oder Drehtür,

http://www.arbeitnehmerkammer.de/cms/upload/Politik/Arbeit/Leiharbeit_text0607.doc.pdf

Kooperationsprojekt für haftentlassene Frauen

Gemeinsam mit dem Sozialdienst katholischer Frauen e.V. Würzburg (SkF) hat der Fachbereich Frauen der Oberzeller Franziskanerinnen seit Anfang 2007 die Trägerschaft eines Wohnangebotes mit einer intensiven sozialpädagogischen Begleitung für straffällig gewordene Frauen übernommen. Die Frauen können im Sinne eines aktiven Resozialisierungsprozesses bis zu einem Jahr begleitet werden.

Zahlen

In den Jahren 2009/2010 fragten 10/5 Frauen um Begleitung an. 5/3 Frauen konnten Unterstützung erhalten. 1/1 konnten in der Wohnung des Gefangenenfürsorgevereins, 2/1 in ihrer eigenen Wohnung, 2/1 im Haus Antonie Werr begleitet werden.

In den Jahren 2011/2012 fragten 8/12 Frauen nach Begleitung. 4/4 Frauen konnten Unterstützung erhalten. 2/1 konnten in der Wohnung des Gefangenenfürsorgevereins, 1/1 in ihrer eigenen Wohnung, 1/2 im Haus Antonie Werr begleitet werden.

Frauenspezifische Straffälligenhilfe

Straffällig gewordene Frauen sind eine kleine Minderheit (durchschnittlich gibt es ca. 4000 inhaftierte Frauen in Deutschland), die in der Theorie und Praxis des Justizsystems und der Straffälligenhilfe sowie der öffentlichen Diskussion über Kriminalität und Strafe häufig vernachlässigt und vergessen wird. Die Delikte gehören vorwiegend zum Bereich der Eigentumskriminalität und dies in der minderschweren Form. Häufig handelt es sich um Ladendiebstahl und Betrugsstraftaten (überwiegend Bestellbetrug oder Betrug mit Scheckkarten). Zudem weisen Frauen heute einen höheren Anteil bei Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz auf (die Zahl der Inhaftierung wegen Betäubungsmittelmissbrauch ist auf nahezu 50 Prozent gestiegen), wobei sie zumeist selbst abhängig sind. Frauen werden in der Regel zu kürzeren Strafen als Männer verurteilt: mehr als 50 Prozent verbleiben weniger als ein Jahr im Strafvollzug.

Wenn Frauen straffällig werden, wird dies von ihrem Umfeld als Abweichung von gesellschaftlichen Rollenerwartungen an Frauen bewertet. Sie haben nicht nur eine Straftat begangen, sondern auch als Frau versagt. Frauen reagieren mit großen Schuld-, Scham- und Versagensgefühlen auf ihre Straffälligkeit und werden stärker moralisch verurteilt und stigmatisiert. Frauen reagieren auf ihre Inhaftierung in der Regel mit Anpassung, Passivität und Ohnmachtsgefühlen. Ihre Aggressionen richten sie gegen sich selbst. Psychosomatische Erkrankungen und Depressionen bis hin zur Selbstverletzung sind die Folge.

Die Lebenssituation straffällig gewordener Frauen – soweit sie zu Klientinnen der Straffälligenhilfe werden – ist von sozialer Benachteiligung, Armut und Ausgrenzung geprägt. Häufig ohne Schulabschluss und Ausbildung sind ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt denkbar schlecht und sie müssen von Sozialleistungen leben. Berufliche Identität und Selbstbewusstsein lässt sich so nicht entwickeln. Die Armut führt zudem häufig zur Verschuldung.

In ihrer Kindheit und Jugend waren straffällig gewordene Frauen oft Opfer von Gewalt, Misshandlung und sexuellem Missbrauch. Sie kommen selten aus stabilen Familienverhältnissen und haben verlässliche Familienbindungen fast nie kennengelernt. Als Erwachsene bleiben sie häufig im vertrauten Beziehungsmuster und binden sich wieder an Männer, die sie demütigen und misshandeln. Sie unterwerfen sich und machen sich von ihnen abhängig. So verharren sie im

Kreislauf aus männlicher Gewalt und weiblicher Opferhaltung. Diesen Kreislauf zu durchbrechen und die Frauen zu unterstützen, zu einem eigenständigen und unabhängigen Leben zu finden, ist deshalb Aufgabe und Ziel frauenspezifischer Straffälligenhilfe während und nach der Haft.

Der Fachausschuss ‚Straffällig gewordene Frauen‘ der Bundesarbeitsgemeinschaft Straffälligenhilfe (BAG-S) hat seine Empfehlungen für eine frauenspezifische Straffälligenhilfe aus dem Jahre 1999 überarbeitet und stellt das Ergebnis in einem Artikel (s.u. Literaturangabe) zur Diskussion. Ziel ist es, den Diskurs über die spezifischen Belange und Bedürfnisse straffällig gewordener Frauen in der Beratungspraxis stärker zu verankern und das fachspezifische Wissen zu vertiefen.

Aufgrund unserer Erfahrungen in der sozialpädagogischen Begleitung haftentlassener Frauen schließen wir uns diesen Forderungen an.

Forderungen des Fachausschusses Frauen:

1. Frauenspezifische Straffälligenhilfe ist von weiblichen Fachkräften zu leisten.
2. Die Beraterinnen müssen entsprechend fort- und weitergebildet werden und auch konzeptionell frauenspezifisch arbeiten.
3. Beratungsstellen müssen in direkter Nähe zu den Justizvollzugsanstalten liegen. Externe Sozialdienste müssen in den Haftanstalten regelmäßig Sprechstunden anbieten, die in einer geschützten Atmosphäre stattfinden.
4. Förderung von regional und überregional agierenden Netzwerken der frauenspezifischen Straffälligenhilfe
5. Genügend finanzielle und zeitliche Ressourcen für den erhöhten Betreuungsaufwand der Beraterinnen, die durch die oftmals heimatferne Unterbringung der inhaftierten Frauen verursacht wird
6. Intensivierung der Lobbyarbeit und Sensibilisierung der Öffentlichkeit für die Belange straffällig gewordener Frauen
7. Statistische Daten zum Strafvollzug und zur Straffälligenhilfe müssen nach Geschlecht differenziert erhoben und dargestellt werden.



Literatur:
BAG-S Informationsdienst Straffälligenhilfe, 20. Jg.,
Heft 2/2012: Werkstattpapier zur frauenspezifischen
Straffälligenhilfe, S. 4-8

Wohngemeinschaft Berscheba

Wohngemeinschaft Berscheba
 Gartenstr. 11
 97072 Würzburg
 Tel. 0931-465473-1
 Fax 0931-465473-2
 E-Mail berscheba@oberzell.de
 Internet www.berscheba.oberzell.de

ab Frühjahr 2014: Peterpfarrgasse 3, 97070 Würzburg



von links: Julia van der Linden, Melanie Schilde, Ute Berger (Leiterin), Tanja Joa

Stationäre Übergangseinrichtung

Hilfeformen

Sozialpädagogische Begleitung im stationären Rahmen nach

- § 27 i.V.m. §§ 34, 35, 35a SGB VIII
- § 41 i.V.m. §§ 34, 35, 35a SGB VIII
- § 53 SGB XII

Zielgruppe

Frauen von 17 bis 30 Jahren, die

- bei der Neuorientierung gezielte sozialpädagogische Hilfe suchen
- physische, psychische und/oder sexualisierte Gewalt erfahren haben
- Schwierigkeiten bei der Ablösung von ihrer Herkunftsfamilie haben
- psychisch erkrankt oder von psychischer Behinderung bedroht sind
- aufgrund ihrer ausländischen Herkunft in interkulturellen Konflikten stehen

Angebot

- Frauenspezifische sozialpädagogische Begleitung
- Wohnen und Leben gemeinsam mit anderen jungen Frauen
- Tagesstruktur
- Einzel- und Gruppengespräche
- Freizeitaktivitäten
- Krisenintervention
- Unterstützung beim Umgang mit den Auswirkungen der psychischen Erkrankung oder Beeinträchtigung
- Förderung der sozialen und emotionalen Kompetenzen
- Unterstützung bei der Entwicklung und Umsetzung persönlicher und beruflicher Perspektiven
- Hilfestellung im lebenspraktischen und finanziellen Bereich
- Beratung bei Problemen in Familie und/oder Partnerschaft
- Begleitung bei der Aufarbeitung physischer, psychischer und/oder sexualisierter Gewalterfahrungen

Voraussetzungen

- Freiwilligkeit und Motivation für das Hilfeangebot
- Interesse am Zusammenleben in einer Wohngruppe
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den Sozialpädagoginnen
- Bereitschaft zur schulischen/beruflichen (Wieder-)Eingliederung

Ziele

- Junge Frauen an ein selbstständiges und eigenverantwortliches Leben heranzuführen
- Das Erkennen der eigenen Ressourcen fördern
- Eine selbstbestimmte weibliche Identität fördern

Begleitung

- Dipl.-Sozialpädagoginnen (FH) und Sozialpädagoginnen (BA)
- Studentin im praktischen Studiensemester der Hochschule für angewandte Wissenschaften (Soziale Arbeit)

Setting

Die Wohngemeinschaft, die sich auf zwei Etagen befindet, bietet neben zwei Gruppenräumen und einem Büro je ein Einzelzimmer mit Dusche und Toilette für sieben Frauen, drei Kochnischen, zwei Wohndielen, zwei Hauswirtschaftsräume sowie zwei Balkone und Gartenmitbenutzung. Auch der Übergangswohnraum in der Gartenstraße stellt ähnliche Möglichkeiten zur Verfügung.

Betreutes Einzelwohnen

Hilfeformen

Ambulant betreutes Einzelwohnen (BW) im Wohnverbund mit der Übergangseinrichtung Berscheba oder in der eigenen Wohnung nach

- § 41 i.V.m. § 34, 35, 35a SGB VIII
- § 53 SGB XII

Dieses Angebot richtet sich an psychisch kranke oder von psychischer Behinderung bedrohte Frauen ab 18 Jahren, die vorher in der Wohngemeinschaft Berscheba oder im Haus Antonie Werr begleitet wurden. Neben Sozialpädagoginnen unterstützen Bürgerhelferinnen im Rahmen der Richtlinien des Betreuten Wohnens die Klientinnen.

Setting

Die Frauen werden in der eigenen Wohnung in der näheren Umgebung oder in der Abteilung „Frauenzimmer“ betreut. Die „Frauenzimmer“ befinden sich im gleichen Haus wie die WG Berscheba. Es stehen drei Einzelzimmer mit Balkon und Dusche/WC zur Verfügung. Eine ausgestattete Küche und ein möbliertes Wohnzimmer können gemeinschaftlich genutzt werden.



Zahlen und Tendenzen

In den Jahren 2009/2010 wurden 13/14 Frauen an 2676/2712 Belegtagen stationär in der Wohngemeinschaft (WG) Berscheba begleitet. Für 11/11 Frauen war der überörtliche Sozialhilfeträger nach § 53 SGB XII zuständig. 7/5 Frauen kamen aus dem Bezirk Unterfranken; 4/6 Frauen kamen von außerhalb. 1/0 Frau wurde im Rahmen des Zeugenschutzes und 0/1 Frau im Rahmen des Opferentschädigungsgesetzes (OEG) stationär begleitet. 1/2 Bewohnerinnen wurden im Rahmen der Jugendhilfe stationär begleitet; 1/1 dieser Frauen wurden von einem bayerischen Jugendamt unterstützt, 0/1 Frau kam aus einem anderen Bundesland.

5/5 Frauen wurden über einen Zeitraum von 32/44 Monaten ambulant in der eigenen Wohnung betreut und unterstützt. Kostenträger war v.a. der Bezirk Unterfranken, aber auch der Bezirk Oberfranken und der Main-Tauber-Kreis.

In den Jahren 2011/2012 wurden 10/12 Frauen an 2648/2819 Belegtagen stationär in der WG Berscheba begleitet. Für 7/9 Frauen war der überörtliche Sozialhilfeträger nach § 53 SGB XII zuständig. 2/5 Frauen kamen aus dem Bezirk Unterfranken; 5/4 Frauen kamen von außerhalb. 1/1 Frau wurde im Rahmen des OEG stationär begleitet. 2/2 Bewohnerinnen wurden im Rahmen der Jugendhilfe stationär begleitet und von bayerischen Jugendämtern unterstützt.

5/5 Frauen wurden über einen Zeitraum von 52/48 Monaten ambulant in der eigenen Wohnung betreut und unterstützt. Kostenträger war v.a. der Bezirk Unterfranken, aber auch der Bezirk Oberfranken und der Main-Tauber-Kreis.

Während die WG Berscheba im gesamten Berichtszeitraum voll belegt war, ging die Zahl der Anfragen in den vergangenen drei Jahren deutlich zurück. Als Ursache dafür kann zum einen die Brandkatastrophe 2011 gesehen werden. Der Standort der Einrichtung hatte sich verändert, was erst öffentlich bekannt gemacht werden musste. Es gab aufgrund der Katastrophenbewältigung zeitweise keine Informationsgespräche. Zudem waren potenzielle Klientinnen aus dem regionalen Einzugsgebiet durch den Brand in der Wohngruppe verunsichert. Ein weiterer Grund für diese Entwicklung könnte die Erweiterung des stationären Wohnangebotes für Menschen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung in Unterfranken sein. Auffällig ist die deutlich zurückgegangene Nachfrage aus den beiden umliegenden Bezirkskrankenhäusern.

Fünf Bewohnerinnen lebten länger als ein Jahr, fünf Bewohnerinnen länger als zwei Jahre und drei Bewohnerinnen sogar länger als drei Jahre in der Wohngemeinschaft.



Parallel dazu gab es auch vorzeitige Beendigungen der Maßnahmen, wenn deutlich wurde, dass das Setting der Einrichtung den jungen Frauen keine ausreichende Unterstützung bei der Bewältigung ihrer ausgeprägten und gefährdenden Symptomatik bot. Teilweise wurde eine Unterbringung in einer beschützten Einrichtung notwendig.

Das Ausmaß der Symptome und entsprechend auch der Hilfebedarf der Bewohnerinnen und der anfragenden Frauen nahm deutlich zu. Die Vernetzung mit anderen Einrichtungen, Behörden, ÄrztInnen und TherapeutInnen bekam einen immer größeren Stellenwert in der sozialpädagogischen Begleitung. Die Häufigkeit und Intensität der Selbstverletzungen der jungen Frauen stieg beispielsweise an. Aufgrund der guten Kooperation von ÄrztInnen, TherapeutInnen und der Einrichtung konnten vermutlich einige Klinikeinweisungen vermieden werden.

Auch die tagesstrukturierenden Praktikumsangebote, v.a. im Kloster Oberzell und an zwei anderen bewährten Stellen im Stadtgebiet, waren von Bedeutung. Die Belastungsfähigkeit und Ausdauer an der Arbeitsstelle wird durch eine psychische Erkrankung zunehmend beeinträchtigt; der enorme Leistungsdruck in unserer Arbeitswelt verstärkt diese Tendenz. Umso wichtiger sind diese besonderen „Arbeitsmöglichkeiten“.

Zwei Frauen gelang es, eine Ausbildung zu beenden und im Anschluss daran eine Arbeitsstelle zu finden. Drei Frauen konnten nach ihrer Praktikumsphase einen befristeten Arbeitsvertrag im Kloster erhalten. Zwei Frauen fanden einen Arbeitsplatz in einer Werkstatt für Behinderte, eine in einer Zuverdienstfirma und zwei in einem Tageszentrum. Eine Bewohnerin nahm ein Studium auf.

Durch den zentrumsnahen Standort im Stadtgebiet haben die Frauen gute Möglichkeiten, die vielfältigen schulischen und beruflichen Angebote wahrzunehmen. Auf der Suche nach einem langfristigen Standort der Einrichtung ab 2014 war die Zentrumsnähe ein entscheidendes Kriterium.

„Wer wagt, gewinnt“

Zwei Autos, vierzehn Frauen und schätzungsweise 100 Gepäckstücke zu viel – so begann die Ferienfreizeit der Wohngemeinschaft Berscheba im Jahr 2012.

Gerade in diesem besonderen Jahr – dem Jahr nach dem Brand – sollte es einen gemeinsamen Sommerurlaub für die Frauen geben. Dem Schweren zum Trotz wurde die bewährte Tradition fortgesetzt.

Als wir im August mit schwerbeladenen Autos zu unserem Urlaubsziel Tübingen aufbrachen, waren zwei neue Frauen mit an Bord, die erst kurz zuvor eingezogen waren.

„Das Beste war, dass ich die Frauen kennen lernen konnte, da ich erst neu in die Wohngemeinschaft gekommen bin.“

Bewohnerin

Urlaub mit der Gruppe – das bedeutet für einige der jungen Frauen zunächst Verunsicherung, eine Unterbrechung des vertrauten Alltags. Die Umgebung ist unbekannt und keine weiß, was auf sie zukommt. In der Jugendherberge teilt sich jede Frau mit ein oder zwei anderen ein Zimmer. Luxus in einer Jugendherberge – doch unter Umständen eine Herausforderung für eine psychisch erkrankte Frau. Die Rückzugsmöglichkeiten sind begrenzt. Die Einzelne zeigt sich ihren Zimmerge-



Gedenkstätte Grafeneck, Schwäbische Alb

Zusammenleben wird Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit in besonderer Weise für die Frauen spürbar und wirkt oft noch lange im Alltag weiter.

„Das Gemeinschaftsgefühl ist größer geworden durch die viele Zeit, die wir zusammen verbracht haben.“

Bewohnerin

Bewusst verbringen wir den gemeinsame Urlaub wieder in einer Jugendherberge. Die Frauen treffen mit anderen jungen Menschen, die dort Ferien machen, zusammen – auf den Fluren, im Speisesaal, auf der Terrasse, an den Tischtennisplatten, am Tischkicker.... Ein Versuch, den inklusiven Gedanken aufzugreifen.

„Die Herberge hatte den besten Latte Macchiato mit Geschmack!“

Bewohnerin

Ein Highlight in diesem Jahr war die Stocherkahnfahrt auf dem Neckar. Unter Lachen und Scherzen beförderte ein junger Mann uns – einen Kahn voller Frauen – unter großen Schwankungen über den Fluss. Dass wir eine besondere Gruppe sind, war dem Fahrer schnell klar, aber das schien kein Problem für ihn zu sein. Einige Frauen wagten gar unter seiner Anleitung den Versuch, eigenhändig den Kahn zu „stochern“. Versagensangst und die Furcht, im Mittelpunkt zu stehen, traten für kurze Zeit zurück und machten der Lust am Ausprobieren Platz. Das waren schöne Momente, die in Erinnerung bleiben werden.

„Am tollsten war das Stocherkahnfahren!“

Bewohnerin

Das Wasser hatte es uns in diesem Jahr angetan. Deshalb wagten wir uns gleich am nächsten Tag auf die Lauter, ein Flüsschen auf der nahe gelegenen Schwäbischen Alb.

nossinnen mit ihren Stimmungen und ihrem Tun, kann nicht ausweichen, mutet sich zu. Das ist manchmal nur schwer aushaltbar. Ein Zimmer teilen bedeutet auch, sich absprechen müssen, Kompromisse schließen und für eigene Bedürfnisse eintreten.

„Ich habe gelernt, Eigenverantwortung zu übernehmen und anderen Menschen zu vertrauen.“

Bewohnerin

Auch die vielen gemeinsamen Aktivitäten während einer Ferienfreizeit fordern die Frauen heraus. Statt sich in der Sicherheit des vertrauten Alltags zu bewegen, heißt es, sich auf unbekannte und aufregende Aktionen einzulassen. Einen Tag voller Unternehmungen trotz schwankender Stimmungslagen durchzuhalten, im Kontakt mit der Gruppe zu bleiben und sich nicht zurückzuziehen, ist für viele sehr anstrengend. Aber gerade in diesem dichten





„Am Donnerstag war Kanufahren im „wilden Süden“ angesagt. Zwei Betreuer des Kanuvereins erklärten uns die wichtigsten Regeln und verteilten Schwimmwesten und Paddel. Zum Schluss wurde uns noch die Route erklärt und dabei kam heraus, dass es auf der Strecke den ein oder anderen kleinen Wasserfall gäbe sowie ein paar Stromschnellen – dies sei aber alles ganz ungefährlich.

Anfangs war die Strecke schön ruhig und man konnte sich erst mit dem Kanu vertraut machen und ausprobieren, wer nun wie zu paddeln hat. Das Wasser war sehr niedrig und das Bachbett war übersät mit großen Steinen, an denen unser Kanu immer wieder hängen blieb.

So kam es schon mal vor, dass jemand aus dem Boot ins knietiefe Wasser steigen musste, um es wieder in Fahrt zu bringen. Bald hatten wir so viel Wasser im Boot, dass das Lenken immer schwieriger wurde. Während wir noch diskutierten, wie wir das Wasser aus dem Kanu bekommen könnten, tauchten vor uns mehrere Stromschnellen auf und wir wurden immer schneller. Mit einem

Knall stieß die Spitze des Kanus gegen einen Baum am Ufer. Zwar war unsere dreiköpfige Mannschaft mit dem Schrecken davon gekommen, der Stoß hatte uns jedoch allesamt von den Sitzen auf den wasserüberfluteten Boden befördert. Da saßen wir nun wie begossene Pudel. Zwischen unseren Füßen trieben Schuhe und Wasserflaschen und wir konnten nicht anders als über unser Missgeschick lachen. Was ist schon ein nasser Hosenboden gegen den Spaß unserer wilden Kanutour?“

Bewohnerin

Wer wagt gewinnt – das könnte das Motto der diesjährigen Freizeit gewesen sein. Ganz unterschiedlichen Wagnissen haben sich die einzelnen Frauen gestellt: Auf dem Wasser, im Klettergarten, auf unbekannten Wegen bei der Stadterkundung und bei vielfältigen Begegnungen in der Jugendherberge. Gewonnen haben sie vielfältige neue Erfahrungen, Momente von Freude und Ausgelassenheit und das Gefühl dazuzugehören. Das Wagnis hat sich gelohnt!



„Frauenzimmer“ – ein neues Angebot entsteht

Irgendwo dazwischen – Ein langer Weg führt in die „Frauenzimmer“

2001 Einzug in die Wohngemeinschaft Berscheba

Im Jahr 2001 zieht Lena in die Wohngemeinschaft Berscheba ein. Viele Jahre hat sie zuvor in einer Pflegefamilie und dann in einem Kinderheim verbracht. Schulische Probleme, Schwierigkeiten im sozialen Kontakt, und Folgen von Traumatisierung erfordern weitere intensive Unterstützung bei der Verselbstständigung. Als Lena 19 Jahre alt wird, sucht das zuständige Jugendamt nach einer geeigneten Einrichtung für die junge Frau. Sie bekommt einen Platz in der Wohngemeinschaft Berscheba.

Langsam entwickelt sie Vertrauen zu den Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen, holt im Rahmen einer beruflichen Rehabilitationsmaßnahme den Qualifizierenden Hauptschulabschluss nach und beginnt erstmals mit einer ambulanten Psychotherapie.

Als Lena 22 Jahre wird, lehnt das zuständige Jugendamt eine weitere Kostenübernahme der Maßnahme ab. Es beendet entgegen den Empfehlungen der Einrichtung, des Bildungsträgers und des Therapeuten die stationäre Maßnahme und gewährt für die Phase des Übergangs in die Selbstständigkeit lediglich eine ambulante Begleitung. (Zu diesem Zeitpunkt ist die heute gängige Überleitung der Kostenträgerschaft von der Jugendhilfe in die Eingliederungshilfe noch nicht üblich.)

2004 Zum ersten Mal in einer eigenen Wohnung

Wieder einmal erlebt die junge Frau, dass sie es nicht wert zu sein scheint, unterstützt zu werden. Trotz ambulanter Begleitung durch Sozialpädagoginnen der WG Berscheba zieht sie sich zurück, isoliert sich und wird depressiv. Nach eineinhalb Jahren zeigt sich, dass Lena große Probleme mit der Bewältigung ihres Alltags und dessen Strukturierung, in der bis dahin begonnenen Berufsausbildung und vor allem mit dem Alleinsein hat. Mit Hilfe der begleitenden Sozialpädagogin sucht Lena nach Alternativen und beantragt schließlich Eingliederungshilfe für psychisch kranke Menschen beim zuständigen Kostenträger.

2006 Ambulant Betreutes Wohnen

Im Jahr 2006 zieht Lena schließlich in eine ambulant betreute Wohngemeinschaft für psychisch kranke Menschen ein. Somit intensiviert sich die Unterstützung wieder: Hilfestellung im Alltagsleben, individuell zugeschnittene Betreuungsangebote in Form von Einzel- und Gruppengesprächen sowie diverse Freizeitangebote stehen ihr jetzt wieder zur Verfügung. Dennoch verschlechtert sich Lenas psychische Verfassung weiter. Die Ausbildung muss für einen längeren Zeitraum unterbrochen werden und ein Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik wird notwendig. Nach der Rückkehr in die Wohngemeinschaft ist sie weiter instabil. Schließlich führt ein Konflikt im Betreuten Wohnen zur fristlosen Kündigung und zum Abbruch der Maßnahme.

Dies bringt die junge Frau in große Not, zumal es zu dieser Zeit erst wenige Anbieter für Betreutes Wohnen gibt.



2007 Gemeinsame Wohnung mit einer Freundin

Zur gleichen Zeit fragt eine Freundin, die ebenfalls psychisch krank ist, ob Lena mit ihr zusammen ziehen will. In ländlicher Umgebung mit schlechter verkehrstechnischer Anbindung und ohne klare Tagesstruktur nehmen Isolation und Depression wieder zu. Hinzu kommt, dass Lena nach abgeschlossener Ausbildung dort keine Arbeitsstelle findet. Mit fehlender beruflicher Perspektive verliert sie mehr und mehr die Motivation, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Lena hat den Kontakt zur Wohngemeinschaft Berscheba nie abbrechen lassen. Obwohl der Fachbereich Frauen die Begleitung im Rahmen des persönlichen Budgets nicht im Leistungsangebot hat, übernimmt eine Mitarbeiterin diese für Lenas Einzelfall. Als tagesstrukturierende Maßnahme wird ein Praktikumsplatz im Garten des Klosters Oberzell zur Verfügung gestellt. Zudem wird eine gesetzliche Betreuung zu Lenas Unterstützung eingerichtet.



von links: Sr. Katharina Ganz (Generalleitung), Dr. Angele (Bezirk Ufr.),
M. Häcker, U. Berger, K. Herbert



Wünsche der Gäste bei der Einweihungsfeier

2008 Umzug zurück nach Würzburg

Im Jahr 2008 zieht Lenas Mitbewohnerin von heute auf morgen aus und die junge Frau droht erneut zu vereinsamen. Mit Hilfe der begleitenden Sozialpädagogin und in der Hoffnung auf bessere Arbeitschancen, Freizeitmöglichkeiten und soziale Kontakte, zieht Lena zurück in den Landkreis Würzburg in eine eigene Wohnung. Doch auch hier verschlechtert sich ihre psychische Verfassung weiter. Dekompensation, totale Isolation und Folgen der Traumatisierung behindern in Form von Schlafstörungen und massiven Ängsten immer mehr die Lebensgestaltung. Zum ersten Mal in ihrem Leben muss Lena in eine psychiatrische Klinik.

Es wird deutlich, dass derzeit eine Eingliederung auf dem ersten Arbeitsmarkt nicht möglich ist. Lena beginnt mit der Berufsausbildungsphase in der Werkstatt für psychisch behinderte Menschen. Außerdem benötigt Lena ein intensiv betreutes Wohnangebot mit anderen Frauen.

2010 Einzug in die „Frauenzimmer“

Der Fachbereich Frauen versucht mit dem im Jahr 2010 eröffneten Betreuten Wohnen in den „Frauenzimmern“ diesen Bedürfnissen und Notwendigkeiten gerecht zu werden. Die Trägerin hat die Räume hergerichtet und ausgestattet. Im Mai 2010 konnten die ersten Frauen einziehen und mit einer kleinen Einweihungsfeier wurden die Räumlichkeiten in der Peterpfarrgasse 3 offiziell eröffnet. Das Angebot richtet sich zunächst an Bewohnerinnen der Wohngemeinschaft Berscheba oder an Frauen aus anderen Wohnformen des Fachbereichs Frauen. Es ist ein frauenspezifisches Wohn- und Betreuungsangebot für Menschen wie Lena – ein Platz zum Leben. Die Wohngemeinschaft Berscheba und die „Frauenzimmer“ sind in einem Gebäude untergebracht und bilden

einen Betreuungsverbund. Platz ist für drei Frauen, die jeweils ein Einzelzimmer mit Dusche und WC anmieten und gemeinsam Küche und Wohnzimmer nutzen.

Jede Frau wohnt selbstständig und wird mit individueller Zielsetzung und eigens festgelegtem Betreuungsumfang von einer Sozialpädagogin begleitet.

Der Betreuungsverbund ermöglicht den Bewohnerinnen in Krisenzeiten, Mitarbeiterinnen der Wohngemeinschaft Berscheba anzusprechen und bei Bedarf das Freizeitangebot am Wochenende zu nutzen.

Sr. Katharina Ganz, die als Vertreterin der Generalleitung der Oberzeller Franziskanerinnen die Räume segnete, brachte den Bewohnerinnen diesen Text zur Einweihungsfeier mit.

Mache der Furchtsamen Mut

*Mache der Furchtsamen Mut.
Sag nicht nur: Fürchte dich nicht.
Gehe mit ihr ein Stück des Wegs,
leg ihr die Hand auf die Schulter.
Mache der Furchtsamen Mut.*

*Tritt für die Furchtsame ein.
Sag nicht nur: Fürchte dich nicht.
Tue den Mund für sie auf,
hilf ihr und dir, dich zu wehren
Mache der Furchtsamen Mut.*

*Nimm doch die Furchtsame mit
Sag nicht nur: Fürchte dich nicht.
Gib ihr ein Dach für die Nacht.
Gib ihr Geleit in den Morgen.
Mache der Furchtsamen Mut.*

*Mache der Furchtsamen Mut.
Sag nicht nur: Fürchte dich nicht.
Stell dich zu ihr und versuch,
mit ihr den Frieden zu leben,
mit ihr den Frieden zu leben.*

nach dem Text von: Dieter Frettlöh
Musik: Detlev Jöcker
Aus: Das Liederbuch zum Umhängen
© Menschenkinder Verlag u. Vertrieb GmbH, Münster

Großbrand in der Peterpfarrgasse

Zerstörung – Bewältigung – Neubeginn

15. September 2011 Kurz nach Mitternacht hört eine Bewohnerin ein Prasseln über sich und entdeckt bald darauf das lodernde Feuer in den Speicherräumen. Sie ruft die Feuerwehr und die Fachbereichsleiterin. Sofort versucht sie, alle weiteren elf Bewohnerinnen zu wecken. Teilweise schwierig, da die Frauen tief schlafen und Zimmertüren verschlossen sind. Doch alle Bewohnerinnen agieren sehr verantwortlich, geben nicht auf, gegen Türen zu klopfen und zu hämmern, bis nachweislich alle im Treppenhaus sind. Auch die Schwestern im benachbarten Konvent werden alarmiert. Bis die Feuerwehr eintrifft, haben alle – teilweise im Schlafanzug und ohne Schuhe – das Gebäude verlassen. Krankenwagen und auch ein Mitarbeiter der Notfallseelsorge treffen ein. Eine Bewohnerin mit Atembeschwerden muss ärztlich versorgt werden.

Zwei Stunden später werden alle Bewohnerinnen ins Haus Antonie Werr gefahren und von einer weiteren Mitarbeiterin und Schwestern der Generalleitung der Oberzeller Franziskanerinnen erwartet. Bald darauf trifft die Kriminalpolizei ein. Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen werden zum Geschehen befragt. Man versucht den Hergang des Brandes zu



Main Post, Christoph Weiß

rekonstruieren. Erstmals rückt Brandstiftung als mögliche Ursache ins Blickfeld der Mitarbeiterinnen. Neben der Katastrophe, die die Welt aus den Angeln hebt, eine nicht vorstellbare Dimension...

Später gibt es für jede Frau in der Notunterkunft im Kloster ein Dach über dem Kopf. In den ersten regionalen Sendern wird bereits von dem Brand berichtet. Am Morgen ist das Feuer noch immer nicht gelöscht und das Ausmaß der Zerstörung wird deutlich.

In den Morgenstunden werden Eltern und Angehörige verständigt. Um die Frauen mit dem Nötigsten auszustatten, werden sie von Mitarbeiterinnen zum Caritasladen begleitet. Alle Medikamente müssen umgehend neu verordnet und besorgt werden. Die Klosterküche stellt vorläufig die Versorgung sicher.

Eine junge Frau, die sich für einen Wohnplatz in der Einrichtung interessiert, steht zum vereinbarten Informationsgespräch völlig ahnungslos vor dem zerstörten Haus.

Mittags ist die Beerdigung der ehemaligen Fachbereichsleiterin Sr. Irmind, die die Wohngruppe 1995 gegründet hat. Zeitgleich beginnen die Vernehmungen der Mitarbeiterinnen und Frauen. Die Vernehmung einer Bewohnerin dauert Stunden. Aus der Zeugin wird eine Tatverdächtige. Am Abend ist sie erschöpft und stark belastet und muss in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Die Generalleitung wird über den Tatverdacht informiert. Auch wenn es sich nur um einen Verdacht handelt, kann die betroffene Frau derzeit nicht in die Gruppe und die Notunterkunft zurückkehren.

Eine weitere Bewohnerin bricht unter den Vorkommnissen zusammen und muss ebenfalls klinisch behandelt werden. Eine gute und möglichst umfassende Begleitung der betroffenen Frauen steht im Mittelpunkt der Bemühungen. Ab sofort wird eine Rund-um-die-Uhr-Begleitung durch die vertrauten Sozialpädagoginnen gewährleistet.

16. September Die Vernehmungen im Polizeipräsidium gehen weiter. Erste Zeitungsartikel erscheinen. Die Frauen werden dadurch mit dem Ausmaß der Zerstörung konfrontiert und ahnen, dass ihr gesamter persönlicher Besitz verbrannt ist.

Der neu gebildete Krisenstab aus Generalleitung und leitenden MitarbeiterInnen nimmt seine Arbeit auf. Erste Pressemitteilung der Kongregation. Sie lässt keinen Zweifel daran, dass die Arbeit der Wohngemeinschaft Berscheba fortgesetzt wird. Dafür werden alle zur Verfügung stehenden Ressourcen mobilisiert. Ein Spendenkonto wird eingerichtet. Die Suche nach einem neuem Quartier beginnt. Erste Unterstützungsangebote von vielen anderen Einrichtungen, Diensten und MitarbeiterInnen in der psychosozialen Versorgung rund um Würzburg kommen im Kloster an und werden in den kommenden Wochen nicht abbrechen.



Sr. Veridiana, Generaloberin



Pause während der Bergungsarbeiten

17. September Am Nachmittag fahren einige Frauen mit der Leiterin und einer Schwester der Generalleitung in die Peterpfarrgasse. Großes Erschrecken und tiefe Betroffenheit beim Anblick des zerstörten Lebensortes.

18. September Ausflug nach Veitshöchheim – Spaziergang am Main und Eisessen – ein Versuch, das Leben weitergehen zu lassen, abzulenken, ...

19. September Ein Büro wird eingerichtet. Die Leiterin ist zusammen mit dem technischen Leiter des Klosters und der Kripo am Brandort, um das Geschehen in der Brandnacht zu rekonstruieren.

20. September Begehung des Brandortes mit den zuständigen Beamten des Landeskriminalamtes, der Kripo und der Leiterin. Der Krisenstab tagt.

21. September Vernehmungen im Polizeipräsidium. Gespräch mit der Generalleitung über den Stand der Ermittlungen. Die zweite Pressemitteilung wird erarbeitet.

22. September Die Brandstelle ist freigegeben. Ein Team von MitarbeiterInnen beginnt in der teils unwegsamen Bausubstanz persönliche Dinge der Bewohnerinnen und Schwestern aus der Asche zu bergen. Ein mögliches Ausweichquartier für die Wohngemeinschaft wird besichtigt. Das Haus scheint auf den ersten Blick geeignet: Genügend Wohnfläche und sinnvolle Lage im Stadtgebiet.

23. September Der Krisenstab tagt. Erneute Vernehmung im Polizeipräsidium. Es verdichtet sich der Verdacht der Brandstiftung gegen eine Bewohnerin. Das Ermittlungsverfahren wird eingeleitet. Die Bewohnerinnen werden über diesen Sachverhalt informiert – tiefe Bestürzung und erneute Verunsicherung. Kontaktaufnahme mit allen behandelnden PsychotherapeutInnen mit der Bitte um besondere Unterstützung der Frauen in dieser Krisensituation. Pressemitteilung sowohl der Polizei als auch der Kongregation.

25./26. September Bereitstellung von Lagerraum im Kloster für die geborgenen Dinge. Vieles ist stark durchnässt und muss getrocknet werden. Ein IT-Spezialist wird gefunden, der die Daten der Computer aus dem Büro und der Frauen zu sichern versucht. HelferInnen werden akquiriert.

September/Oktober 2011 Ein weiterer Wohntrakt im Kloster wird zur Verfügung gestellt, sodass alle Frauen nun ein eigenes Zimmer haben. Die geborgenen Kleidungsstücke der Bewohnerinnen werden in der Wäscherei des Klosters mehrmals gewaschen – leider nur mit mäßigem Erfolg. Neue Ausweise werden beantragt und neue Brillen müssen angeschafft werden. Unzählige Einkäufe der Bewohnerinnen, die aufgrund deren psychischer Verfassung immer nur in Begleitung der Sozialpädagoginnen möglich sind, werden getätigt. Einige Frauen nehmen ihre Arbeit wieder auf.

Der Krisenstab trifft sich regelmäßig. Ständig werden weitere Vernehmungen und Gespräche bei der Polizei erforderlich. Inventarlisten der Einrichtung und der Bewohnerinnen werden erstellt – eine unglaublich zeitaufwändige und belastende Arbeit.

Klinische Behandlung wird für einige Frauen notwendig. Vernetzung und Versuch mit den umliegenden psychiatrischen Kliniken, eine besondere Kooperation herzustellen.

Liturgiefeier mit einer Schwester der Generalleitung, den Bewohnerinnen und Mitarbeiterinnen – innehalten und sich stärken mitten in der Kräfte zehrenden Katastrophenbewältigung.

Das neue Haus, in dem die Einrichtung vorübergehend untergebracht werden kann, ist gefunden. Planung und Einkauf einer kompletten Neuausstattung.

November 2011 Eine ganze Reihe von Benefizveranstaltung zugunsten der WG Berscheba beginnt. Renovierungs- und Instandsetzungsarbeiten im neuen Haus in der Gartenstraße werden aufgenommen. Der Krisenstab tagt regelmäßig.

Dezember 2011 Die ehemalige Tatverdächtige wird nach dem ermittlungsrichterlichen Verhör aus der Forensik entlassen. Der Krisenstab tagt regelmäßig. Umzug der Wohngemeinschaft von Oberzell in das neue Quartier in die Gartenstraße. Weihnachten und Jahreswechsel im neuen Haus.



... geschafft ...

Januar 2012 Aufnahme der ersten neuen Bewohnerin nach dem Brand. Der Krisenstab tagt.

Februar 2012 Die Jugendherberge für die diesjährige Sommerfreizeit wird gebucht – aller Erschöpfung zum Trotz. Der Krisenstab tagt. Die Betriebserlaubnis für die Einrichtung in der Gartenstraße wird erteilt. Segnung der neuen Räumlichkeiten und des gemeinsamen Lebens in der Gartenstraße.

März 2012 Der Krisenstab tagt. Ein Vertreter der Regierung von Unterfranken begeht nach neu erstellter Leistungsbeschreibung die Räumlichkeiten.



Das neue Büro



Mein neues Zimmer



Weihnachten in der Gartenstraße

April 2012 Das Mitarbeiterinnenteam entscheidet, dass mit Blick auf die Traumatisierung der Frauen durch den Brand eine Rückkehr in die Räumlichkeiten in der Peterpfarrgasse nicht sinnvoll ist. Gespräche mit der Generalleitung. Die Suche nach neuen Räumlichkeiten in Zusammenarbeit mit der Diözese wird verstärkt. Der Mietvertrag für die Gartenstraße wird um ein halbes Jahr verlängert.

Mai/Juni/Juli 2012 Der Krisenstab tagt.

August 2012 Große Sorge um den Verbleib der Wohngemeinschaft, da immer noch kein geeignetes Objekt gefunden ist. Ferienfreizeit in Tübingen.

September/Oktober 2012 Die Brandnacht jährt sich; die Bewohnerinnen und Mitarbeiterinnen verbringen diesen Tag gemeinsam im Kloster. Liturgiefeier – Dank und Blick nach vorne – Würdigung – Verbundenheit mit der Kongregation.

Der Krisenstab tagt. Intensive Bemühungen, eine geeignete Immobilie für die Wohngemeinschaft zu finden. Erneute Auseinandersetzung mit der Möglichkeit der Rückkehr in die Peterpfarrgasse, falls keine andere geeignete Unterkunft gefunden wird. Die Staatsanwaltschaft stellt die Ermittlungen zum Großbrand ein.

November 2012 Der Mietvertrag in der Gartenstraße kann nochmals bis Frühjahr 2014 verlängert werden. Das Mitarbeiterinnenteam entscheidet sich für eine Rückkehr in die alten Räume. Die Generalleitung stimmt dem zu und setzt sich mit den Zuständigen in Verbindung.



Dezember 2012 Entscheidung: Die Wohngemeinschaft Berscheba wird in die Peterpfarrgasse zurückkehren. Die Bewohnerinnen werden darüber informiert. Bei vielen treten die Erinnerungen an die Brandnacht ins Bewusstsein. Es sind viele Gespräche nötig, um mit den Erinnerungen umgehen zu können. Der Krisenstab trifft sich zum letzten Mal; künftig gibt es eine Arbeitsgruppe „Neugestaltung“.

Frühjahr 2014 Geplanter Einzug

Während der gesamten Zeit gehen viele Sach- und Geldspenden für die Frauen ein. Viele Menschen leisten tatkräftig Hilfe. In der Nähe und Ferne wird für die Frauen und Mitarbeiterinnen gebetet. Die Kongregation der Oberzeller Franziskanerinnen stellt die nötige Unterstützung zur Verfügung und bietet Rückhalt. Alle Kolleginnen des Fachbereichs ermöglichen gemeinsam die Krisenbewältigung. Die Bewohnerinnen ertragen mit bemerkenswerter Fassung den persönlichen Verlust, entwickeln vertrauensvoll neue Perspektiven und gehen mutig dem Neuen und Unbekannten entgegen.

Veränderung wider Willen

Noch heute verweilen meine Gedanken oft im September 2011. Zwei schmerzhaftes Erinnerungen aus dieser Zeit bewegen mich: Der Tod von Sr. Irmlind Rehberger und der Großbrand in der Wohngemeinschaft Berscheba und im Konvent Nazareth. Zwei Ereignisse, die nicht dichter hätten beieinander liegen können.

Am 15.09.2011 traf ich mit dem Wunsch, in Ruhe Sr. Irmlind zu gedenken und gemeinsam mit WegbegleiterInnen Abschied von ihr zu nehmen, zum Requiem im Kloster Oberzell ein. Voller Trauer um unsere ehemalige Fachbereichsleiterin, einer ganz besonderen Frau, ereilte mich dort die Nachricht von der Brandkatastrophe in der Peterpfarrgasse. In meiner Fassungslosigkeit verknüpfte ich unwillkürlich diese beiden Ereignisse: Der Tod von Sr. Irmlind und zugleich die jähe Zerstörung eines Hoffungsortes für Frauen, den sie ins Leben gerufen hat und der für viele Frauen Heimat bedeutete.

Das Unglück stellte für uns alle eine große Herausforderung dar. Jede Mitarbeiterin des Fachbereichs brachte sich bei der Bewältigung der vielen Aufgaben auf unterschiedliche Weise ein. Ich entschied mich, meinen Urlaub abzugeben. Die Vorstellung, meine letzte anstehende Urlaubswoche in Ruhe genießen zu können, während meine Kolleginnen und die Bewohnerinnen von Berscheba mit den Folgen des Brandes zu kämpfen hatten, war für mich undenkbar.

Die Kongregation stellte uns ein Übergangsbüro im Verwaltungsgebäude des Klosters zur Verfügung. Von Beginn an war ein intensives Zusammenwirken der Kolleginnen mit mir als Verwaltungsangestellte erforderlich. Die kurzen Wege auf dem Klostergelände zwischen Übergangsbüro und Franziskushaus, in dem die Bewohnerinnen von Berscheba vorübergehend untergebracht waren, erleichterten uns diesen Austausch. Im Schlafraum der jeweils diensthabenden Sozialpädagogin richteten wir ein zusätzliches kleines Büro ein. Von hier aus sollten die Einzelgespräche mit den Frauen, Telefonate und Schreibarbeiten erledigt werden. Bei einer Raumgröße von etwa acht Quadratmetern war dieses Zimmer, ausgestattet mit Bett, Schrank, Waschgelegenheit, Schreibtisch und -stuhl, bereits Herausforderung genug.

Die Bewohnerinnen von Berscheba hatten durch das Feuer fast ihr gesamtes Hab und Gut verloren. Sie benötigten komplette Ausstattungen an Kleidung, Schuhen, Hygieneartikeln, Medikamenten und Verpflegung. Das hatte zur Folge, dass eine große Menge an Rechnungen, Quittungen und Belegen im Umlauf war. Die Abrechnung und Organisation der Finanzen erforderte deshalb einen großen Teil meiner Zeit. Eine weitere Aufgabe war der Aufbau einer neuen Bürostruktur, hatte doch das Feuer außer dem Tresor und einem verkohlten Stahl-Aktenschrank alles vernichtet. Ich begann mit der Neuausstattung der Büros, dem systematischen Anlegen von Akten, Telefonnummernverzeichnissen, Vordrucken und Verlustlisten. Dazu kam die Trocknung oder Vernichtung der Archivunterlagen, die im Keller in der Peterpfarrgasse lagerten und geborgen werden konnten. „Was das Feuer nicht vernichtet hat, hat das Wasser geschafft.“ Diese Aussage eines Handwerkers, als er mir kistenweise die feuchten Unterlagen ins Büro brachte, ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Zu dem Brandgeruch, der von dem verkohlten Stahlschrank und den dazugehörigen Akten ausging, gesellte sich jetzt noch der feucht-modrige Geruch der Archivunterlagen. Zeitweise war es mir nur möglich, bei offenem Fenster zu arbeiten.

Alle Aufgaben um die Brandbewältigung hatten zu dieser Zeit oberste Priorität. Das bedeutete für uns Mitarbeiterinnen vorübergehende Veränderungen der Arbeitsbedingungen und -zeiten. Rückblickend erinnere ich mich, dass diese Zeit immer wieder neue Herausforderungen bereit hielt und meine Kräfte enorm beanspruchte.

Was half mir, in dieser Krise hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen?

Mich ermutigte die verantwortungsvolle Entscheidung der Trägerin, die Arbeit mit den Frauen weiterzuführen und die Einrichtung neu aufzubauen. Auf dieser Grundlage entstanden Vertrauen und Zusammengehörigkeit, aus denen ich immer wieder neue Kraft schöpfen konnte.

Mein Dank geht an die MitarbeiterInnen des Klosters, die Ordensschwestern und viele HelferInnen, die mir meine Arbeit mit ihrer Hilfsbereitschaft und Unterstützung erleichterten. Nicht zu vergessen ist die große Solidarität der Menschen, die uns mit ermutigenden Worten und/oder Sach- und Geldspenden unterstützten.

Mein vorübergehender Arbeitsplatz in Oberzell gewährte mir unter anderem einen Einblick ins Klosterleben. Mit Wertschätzung denke ich an die Schwestern, viele von ihnen jenseits des Rentenalters, die mit ihrem Wirken und Dasein das Kloster zu einem besonderen Ort machen. In dieser Zeit wuchs in mir eine große Verbundenheit, die meinen Weg heute öfter als vor der Brandkatastrophe ins Kloster Oberzell führen lässt.

Im Dezember 2011 zog die Wohngemeinschaft Berscheba von Oberzell in die Sanderau. Mit Freude und Respekt stelle ich immer wieder fest, wie es den Kolleginnen und den Frauen bei allen Problemen um die Folgen des Brandgeschehens gelingt, wieder Alltag einkehren zu lassen.

Der Brand in der Peterpfarrgasse hat vieles zerstört, vieles ging verloren. Etwas jedoch überlebte die Katastrophe und hat bis heute Bestand: Die Zusage von einem Ort der Hoffnung mitten in der Wüste: BERSCHEBA

Brigitte Keller, Fachbereich Frauen



B. Keller, Verwaltungsangestellte

Der Name der Wohngemeinschaft Berscheba geht zurück auf eine Erzählung im Alten Testament: Die verstoßene Magd Hagar findet mit ihrem kleinen Sohn mitten in der Wüste Israels die Oase Berscheba und erfährt dort die Verheißung Gottes auf Leben und Zukunft. Genesis 21, 9-21

Unvergessen

Unvergessen der Geruch in der Nase, als ich nach der Brandnacht 2011 morgens über das Areal im Kloster Oberzell gelaufen bin. Es lag Rauch in der Luft, selbst wenn die Stadt und der Brandort einige Kilometer entfernt waren. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass der Konvent Nazareth und die Wohngruppe Berscheba abgebrannt waren und über Nacht die Mitschwester in unserem Mutterhaus und die Frauen in den Räumen für die Jugendarbeit untergekommen sind. Erst nach und nach erschlossen sich mir durch Begegnungen mit einer Mitschwester, einer Mitarbeiterin und einer der Frauen das Erleben und der Schrecken der vergangenen Nacht. Alle waren in Sicherheit, das war die Hauptsache! Ein Gast, eine Mieterin, die Frauen und die Schwestern hatten das brennende Haus unbeschadet verlassen können. Niemand hatte noch etwas Persönliches außer dem, was sie am Leibe trugen. Frühstück und Kleidung waren die ersten greifbaren Bedürfnisse – von überall kam etwas dazu. Bereitwillig und ohne zu fragen wurde gegeben, was man hatte, um zumindest einmal den ersten Tag zu bestehen. Ab da ging alles sehr schnell und seinen eigenen Gang.

Unvergessen bleibt: das Stehen vor dem Kleiderschrank, einiges zusammensuchen, damit die Mitschwester etwas zum Anziehen hat. Menschen im Gefängnis strickten Schals und halfen auf ihre Weise in der Not. Alle, die in Haus St. Hildegard wirkten und als Kinder, SchülerInnen, Eltern, ErzieherInnen und Lehrkräfte aus und ein gingen, hatten alle Hände voll zu tun, um den Betrieb zu sichern und am Laufen zu halten. Ein unendliches Engagement, über ein normales Maß hinaus, zeigte sich auf allen Ebenen und berührt Menschen bis heute.

Unvergessen die Verhöre, Einkäufe, erste Sichtung des Brandortes durch unsere Handwerker, Installieren eines Krisenstabs und vieles mehr. Alles wurde schnell und von den MitarbeiterInnen sehr professionell und ruhig angegangen und durchgezogen. Woher alle ihre Kraft genommen haben, dies über einen sehr langen Zeitraum durchzustehen, habe ich mich öfter insgeheim gefragt. Als Rätin in der Generalleitung war ich Teil des Krisenstabs. Das bedeutete: immer wieder miteinander suchen, fragen, ringen, entscheiden und einen Weg festlegen, den vorher noch niemand hatte in dieser Form gehen müssen. Dabei erfahren, wie eine Gemeinschaft trägt, wie MitarbeiterInnen sich engagieren, wie Fremde uns plötzlich spenden und sich solidarisieren, wie Verantwortliche in der Diözese sich einsetzen und wie letztlich unser Auftrag als Gemeinschaft – Einstehen für Frauen in Not – nie in Frage stand. Eher das Gegenteil geschah. In allen Anfragen von Außen an uns als Leitung über die Zukunft der Wohngemeinschaft war und blieb die Ausrichtung auf unseren Sendungsauftrag unumstritten – unvergessen.



Liturgiefeier

Unvergessen: wieder dieser Geruch in der Nase, als die ersten noch erhaltenen Gegenstände, Möbel und anderes aus dem abgebrannten und von Wasser durchsogenen Haus gesichert und nach Oberzell gebracht wurden. Viele haben selbstverständlich geholfen, Kleider zu waschen, Gegenstände zu reinigen, Fotos vom Löschwasser zu trocknen, Brauchbares zu richten. Das ein oder andere persönlich wertvolle Gut konnte gerettet werden, vieles für die Frauen Kostbare und Einmalige, mit Menschen und Erinnerungen Verbundene, gab es nicht mehr. Was vom Konvent übrig geblieben war, passte in fünf Kisten. Manche Hoffnung erfüllte sich, vieles war jedoch unwiederbringlich

verloren. Am schmerzhaftesten wurde vermisst, was von FreundInnen, Eltern oder anderen LebensgefährtInnen einmal geschenkt oder auf den Weg mitgegeben wurde.

Unvergessen das Zusammenstehen und Zusammenwachsen auf neue und ganz andere Weise – das war eine Erfahrung und eine Frucht in den Tagen und Monaten der Krisenbewältigung. Für alle kam die Realität des Brandes erst nach und nach zum Tragen, wie der Verlust persönlicher Dinge, Gegenstände, die Teil der Lebensgeschichte sind und waren, die Vertrautheit eines Ortes, Umgehen der Frauen mit einer weiteren traumatischen Erfahrung. Die Bewohnerinnen der WG Berscheba und der „Frauenzimmer“ kamen vorübergehend unter, brauchten aber einen neuen, für das Leben geeigneten Ort. Wieder taten sich helfende Hände auf und ein Leben in einem anderen Stadtteil Würzburgs wurde ermöglicht. Die Schwestern des Konventes kamen vorübergehend im Mutterhaus unter; doch auch für sie stand die Auflösung des Miteinanders und ein Leben in einem anderen Konvent an.

In meinem jetzigen Büro befindet sich ein alter Schrank, der einst im Konvent Nazareth stand und den Brand überlebt hat. Ich habe ihn lange auslüften lassen müssen, mehrmals abgewaschen und ihn schließlich mit Öl poliert, um ihn wieder verwenden zu können.

Unvergessen woran dieses Möbelstück erinnert, den Schrecken einer Nacht, aber auch die zentrale Erfahrung eines stärkenden und wachsenden Miteinanders! Am Jahrestag der Brandnacht hielten die Frauen und Mitarbeiterinnen gemeinsam mit Schwestern der Generalleitung ein Erinnerungsmemento – nicht an eine Brandnacht, sondern vielmehr im Dank und im miteinander Feiern, dass das Leben weitergegangen ist!

Sr. Birgit Scheder, Generalleitung

DANK FÜR DAS LEBEN

Mitten in der Nacht reißt mich das Telefon aus dem Schlaf: „Hallo Katharina, hier ist Rut. Kannst Du mal bitte ein paar Betten richten, ich bringe ein paar Frauen mit. In St. Hildegard hat es gebrannt!“ Mit einem Schlag bin ich wach. Es ist 15. September 2011, früh um 3 Uhr.

Ich taumele in die benachbarten Räume der Selbstversorgereinheit von Greccio, einem Bereich im Kloster, in dem wir normalerweise Jugendliche, Pilger oder Gäste unterbringen, schleife Matratzen, suche Zudecken und Kopfkissen, Handtücher und Bettwäsche zusammen. Ich gehe zurück in mein Schlafzimmer, fahre das Notebook hoch und gebe im Internet „Brand“ und „Würzburg“ ein.

Was ich sehe, raubt mir den Atem: Aus jedem Fenster unter dem Dach von St. Hildegard schlagen die Flammen. Die ganze Stadt ist von Rauchschwaden überzogen. Bilder wie vom Krieg. Alles wird vom Feuer aufgefressen: Der Bereich der Wohngemeinschaft Berscheba und der sog. „Frauenzimmer“, die Schlafzimmer meiner Mitschwestern, Bad, Küche, Wohnzimmer. Ich kenne jeden Winkel. Hier habe ich vor einigen Jahren selbst gewohnt. Feuerwehrleute versuchen vergeblich, Herr über das Inferno zu werden. Unten auf der Straße stehen die Bewohnerinnen der Wohngemeinschaft barfußig in Hausschuhen. Ich kenne sie alle mit Namen. Der Schock und das blanke Entsetzen sind auf ihre Gesichter geschrieben. Aber: Sie leben! Ich fange an zu beten.

Dann schießt es mir durch den Kopf: „Wenn ich nicht sofort die Fürbitten schreibe für die Beerdigung von Schwester Irmlind, wird es keine geben!“ Schwester Irmlind Rehberger, die die Wohngemeinschaft Berscheba 1995 ins Leben gerufen hatte, war drei Tage vor dem Brand gestorben. Für heute war ihre Beerdigung geplant. Als sie noch verantwort-

lich war für den Fachbereich Frauen und ich Mitarbeiterin in ihrem Team, hatte sie mir mal gesagt: „Das Schlimmste für mich wäre ein Brand!“ Wieso musste es nun zu diesem Schlimmsten kommen? Eine Antwort habe ich bis heute nicht erhalten. Ich schreibe die Fürbitten.

Dann kommt mir Schwester Diethelma Conze in den Sinn. Sie wäre an diesem Donnerstag 70 Jahre alt geworden und hatte auch lange im Konvent Nazareth gelebt. Beide Mitschwestern waren am gleichen Krebs gestorben und nach menschlichem Ermessen viel zu früh aus den Reihen unserer Gemeinschaft gerissen worden. Ein weiterer Gedanke schießt mir durch den Kopf: Vielleicht haben gerade sie das Schlimmste verhindern können? Auch diese Frage wird unbeantwortet bleiben. Trotzdem bin ich in diesem Moment dankbar, dass ich glauben kann. An das Leben. An das Weiterleben der Seelen. An Schutzengel. An Gott.

Als ich das Notebook schließe, kommen die Lebenden an: Schwester Rut, Karola Herbert, Melanie Schilde und Ute Berger mit den Frauen der Wohngemeinschaft. Keine will allein bleiben. Sie tun sich zusammen in den kleinen Zimmern. Schlafen werden sie sicher nicht. Ausruhen vielleicht. Ein paar Stunden später suchen wir T-Shirts und Pullover, Hosen und Schuhe zusammen, Zahnpasta und -bürsten. Eine Mitarbeiterin bringt Hörnchen und Brötchen mit zum Frühstück. Es beginnt eine der dichtesten und Kräfte zehrendsten Zeiten, die ich bisher in meinem Leben durchgemacht habe. Das Krisenmanagement wird uns alle bis an den Rand der Erschöpfung bringen.

Vor ein paar Tagen bin ich auf einen Brief gestoßen, den Maximilian von Pelkhoven am 20. April 1856 aus München an Antonia Werr, die Gründerin unserer Gemeinschaft, geschrieben hatte. Er war ihr innigster Vertrauter, Mitstreiter und Freund geworden und dankte in dem Brief für ihre Gebete:

„Ich bin nicht todt dabei, wenn ich weiß, daß für mich gebetet wird; es geht mir hiebei wie vor einigen Jahren, als es neben meinem Hause brannte und so viele Menschen mir thätige Theilnahme bezeugten; alle meine Sachen fortschafften an sichere Stätte, so daß ich keinen Schaden erlitt. Als ich dann Nachts 2 Uhr nach dem Brande höchst ermüdet mich aufs Bett legte, weinte ich bitterlich über die mir unverdient bezeugte thätige Liebe, ich fühlte die mir bezeugte Nächstenliebe in vollstem Maaße und wie sehr sie das übertraf, was ich je Anderen gethan habe, ich verdiene es nicht, das fühlte ich tief und innig konnte ich beten dankbar für meine Wohlthäter.- Ihr Gebet für mich ist eine große Wohlthat, Sie beabsichtigen damit mein Seelenheil und das ist mehr als die Rettung von Effekten vor Vernichtung im Brande.“

So bleibt mir heute, eineinhalb Jahre nach dem Brand, Dank zu sagen für alle Gebete, Anteilnahme, tatkräftige Hilfe, Dank an alle, die uns Gutes taten oder wünschten und so ihrer Nächstenliebe Ausdruck gaben. Sie kommt uns immer unverdient zu, ist lebensnotwendig und tut unendlich wohl. Und es bleibt der innige Dank und das tiefe Staunen darüber, dass beim größten Brand Würzburgs nach dem Zweiten Weltkrieg alle Menschen gerettet worden sind.

Sr. Katharina Ganz, Generalleitung



Innehalten

Alles verloren?

Einen Tag nach dem Brand
schauen wir uns die Ruine an.
Da wo einmal mein Zimmer war,
ist jetzt nur ein schwarzes Loch.
Von meinem ganzen Zimmer
ist gerade mal eine halbe Tüte voll übrig.
Ansonsten ist nur Asche zu finden:
Meine Bücher, CDs und DVDs, Kleidung, Tagebücher, Fotos ...
Alles verloren.

Mein Zuhause – es existiert nicht mehr.
Auch wenn die Mitarbeiterinnen der WG uns noch so oft sagen:
„Ein Zuhause, das ist nicht nur das Haus,
das sind auch die Menschen.
Und wir sind noch da.“
Ich kann es nicht so sehen.
Für mich hat mein Zuhause Geborgenheit bedeutet.
Und die brauche ich so sehr.
Alles verloren?

Nach drei Monaten Notunterkunft im Kloster
ziehen wir um in unser neues Haus.
Doch hier kann ich mich nicht eingewöhnen.
Ich empfinde das Haus als kalt.

Mir fehlt die Gemütlichkeit unseres alten Zuhauses
und das Gefühl von Geborgenheit, das ich dort hatte.
Nichts ist mehr wie vor dem Brand.
Jegliche erworbene Stabilität ist zunichte gemacht.
Alles verloren?

Ich muss wieder in die Klinik –
es geht nicht mehr.
Doch drei Klinikaufenthalte innerhalb kurzer Zeit,
das sind für meinen Arbeitgeber zu viele.
Mein Vertrag wird nicht verlängert.
Nun habe ich auch meinen Job verloren.
Trotz allem – irgendwo in mir verborgen
ist wohl noch ein Teil, der leben will.

Langsam, sehr langsam, finde ich ins Leben zurück.

Bewohnerin, WG Berscheba



Aus dem Fachbereich

Jubiläum mit Fachvortrag von Ellen Spangenberg

Rückblick – Einblick – Durchblick

Weit über 100 TeilnehmerInnen folgten im Juli 2009 der Einladung des Fachbereichs Frauen der Oberzeller Franziskanerinnen, um 20 Jahre Hilfen für Frauen in Krisensituationen und 10 Jahre Betreutes Wohnen für 17- bis 21-jährige Frauen zu feiern.

Am Anfang standen **Rückblicke** auf die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der beiden Abteilungen.

In einem zweiten Teil sollten Klientinnen selbst zu Wort kommen.

Im Rahmen einer Fotopräsentation gewährten die Frauen **Einblicke** in ihre Lebenswirklichkeit, erzählten von ihren Stärken und Schwächen, ihren Wünschen und Träumen. Außenstehende nehmen im Kontakt mit den Klientinnen oft nur deren befremdlich erlebten Verhaltensweisen wahr. Die Mitarbeiterinnen liehen den Frauen ihre Stimme – auch im sozialpädagogischen Alltag sind sie oft Sprachrohr für die Klientinnen, die Schwierigkeiten haben, ihre Interessen alleine zu vertreten.



von links: H. Schiller-Sauvant, K. Herbert, S. Göckelmann, Sr. R. Gerlach, B. Keller, C. Weber

Ellen Spangenberg, ärztliche Psychotherapeutin aus Kassel, verschaffte in ihrem Fachvortrag **Durchblick**, indem sie Hintergründe für diese Verhaltensweisen erklärte. Sie sind nach früheren Gewalterfahrungen, Vernachlässigung oder Bindungsstörungen als Überlebensstrategie zu verstehen. Zugleich beeinträchtigen sie heute den Kontakt mit anderen Menschen.

Zunächst erläuterte die Referentin anhand eines konstruierten Beispiels das Phänomen Übertragung – Gegenübertragung. Dieses Erklärungsmodell für ein ständig ablaufendes Muster in zwischenmenschlichen Kontakten wurde in der Psychoanalyse und Tiefenpsychologie entwickelt.

Übertragung meint, dass eine betroffene Person frühere Erfahrungen aus ihrer Lebensgeschichte auf ihr Gegenüber überträgt. Beispielsweise trifft eine Klientin, die von ihrem gewalttätigen Vater misshandelt wurde, in einer Behörde auf einen Mitarbeiter, der sie in irgendeiner Form an ihren Vater erinnert. An dieser Stelle kann eine negative Vaterübertragung geschehen. Das heißt, sie überträgt ihre alten Erfahrungen mit dem Vater auf den Mitarbeiter. Dies geschieht unbewusst und unabhängig vom Verhalten des Mitarbeiters. Es ist möglich, dass die Klientin sich plötzlich von ihm schlecht behandelt fühlt und in dieser Situation anfängt zu kämpfen, als wäre sie existenziell bedroht.

Eine Gegenübertragung kann auf eine Übertragung folgen, wenn auch beim Gegenüber aufgrund des Verhaltens des anderen biografische Ereignisse aktiviert werden. Auf das oben genannte Beispiel bezogen könnte dem Mitarbeiter, der selbst Gewalt erleben musste, eine heftige Reaktion der Klientin Angst machen. Es kann sein, dass er sich unangemessen defensiv verhält, in dem er z.B. den Kontakt meidet oder sich nicht engagiert. Es kann aber auch sein, dass er aus seiner Verunsicherung heraus die Klientin abwertet oder auch schlechter behandelt als andere.

Problematisch wird das Phänomen Übertragung – Gegenübertragung, wenn es zu Konflikten führt. Besonders für professionell Handelnde ist es wichtig, Situationen zu erkennen, in denen sie sich im Sinne einer Gegenübertragung unangemessen verhalten.

Nach Frau Spangenberg muss das befremdlich erlebte Verhalten von Klientinnen hauptsächlich vor dem Hintergrund der erlebten Traumatisierungen verstanden werden. Sie können durch alle Formen von Gewalt entstehen: Misshandlungen, häusliche Gewalt (auch sekundärer Art), sexualisierte Gewalt, Naturkatastrophen, Kriege, Vertreibung (kollektive Traumatisierungen), organisierte Gewalt (Menschenhandel, Kinderpornographie, Kinderprostitution, rituelle Gewalt). Folgende erschütternde Zahlen zeigen das Ausmaß von Gewalt in Deutschland und wie notwendig weiterhin ein breites politisches Engagement dagegen ist:

Eine groß angelegte Studie des Bundesministeriums hat z.B. 2004 belegt, dass 40% von 10.000 befragten Frauen angaben, einmal in ihrem Leben körperliche oder sexuelle Gewalt erfahren zu haben, 58% erlebten sexuelle Belästigungen und 42% psychische Gewalt. Nur 27% der Kinder, die sexuelle Übergriffe erlebten und sich jemandem anvertrauten, wurden – nach einer anderen Studie – ernst genommen.

In Entwurzelung durch Migration sieht die Referentin eine weitere extreme Belastung. Oft gab es in der Lebensgeschichte massivste traumatische Erlebnisse wie existenzielle Bedrohungen, Kriege, Vertreibungen, Ausgrenzungen,



ethnische, religiöse oder politische Verfolgung. Auch die zweite Generation, die sich nicht selbst für die Migration entschieden hat, ist häufig von den Folgen betroffen. Die Belastungen, die die ältere Generation nicht verarbeiten kann, werden an die jüngere Generation (transgenerationale Weitergabe) übertragen oder weitergegeben. Darüber hinaus muss sich die jüngere Generation z.B. zwischen zwei Kulturen zurechtfinden, was erheblichen Stress bedeuten kann. Neben Traumatisierungen durch Gewalt gibt es Traumatisierung in Form von Vernachlässigung und Verwahrlosung. Betroffen davon können Kinder sein, deren Eltern sie ablehnen, psychisch krank sind,

Bindungsstörungen haben, sich ambivalent verhalten oder Suchtprobleme haben etc. Diese Kinder müssen oft sehr früh Verantwortung übernehmen und werden zu einem Rollentausch gezwungen (Parentifizierung). Auch das Verhalten von Bezugspersonen, schreiende Säuglinge nicht zu beachten, führt statt zum erwünschten Erziehungserfolg dazu,

dass die Kinder, nachdem sie nicht mehr schreien können, in einen absoluten Notzustand geraten und sich in Dissoziation flüchten. Ebenfalls können Kinder, die sich permanent selbst überlassen werden, denen Struktur, Grenzen und Rückmeldung fehlt, unter Traumafolgen leiden. In diesem Zusammenhang problematisierte Fr. Spangenberg eine moderne Form der Verwahrlosung vor dem Computer, die in allen Schichten vorkommt.

Auch Armut benennt sie als einen Faktor, der schwierige oder benachteiligende Bedingungen für ein Kind hervorbringen und deshalb zu Traumatisierungen führen kann.

Frühe oder schwerwiegende Verluste, wie schwere Erkrankung oder Tod einer wichtigen Bezugsperson oder eines Geschwisterkindes und auch Scheidungen (broken home), können traumatisch erlebt werden.

Wenn ein Kind in ein funktionierendes Familiensystem eingebettet ist, in dem es sich sicher und geliebt fühlt, können Traumata grundsätzlich besser verarbeitet und/oder integriert werden.

Es gibt Kinder, die schon sehr früh in ihrer Entwicklung gestört oder verstimmt wurden. Werden emotionale und basale Grundbedürfnisse wie Liebe, Akzeptanz, das Gefühl der Wichtigkeit und Bedeutung, Geborgenheit, Verlässlichkeit, Solidarität, Zugehörigkeit, Respekt, Wertschätzung, Unversehrtheit, Sicherheit, Nahrung, Kleidung und Fürsorge nicht erfüllt und es entsteht so ein chronischer und existenzieller Mangel, dann kann sich eine sogenannte frühe Störung entwickeln. Häufig waren Kinder mit frühen Störungen neben den traumatischen Erfahrungen auch starker Kontrolle, Entwertung, Bevormundung und instabilen und unberechenbaren Beziehungen ausgesetzt.

Klientinnen mit sogenannten frühen Störungen weisen oft eine Bindungsstörung auf, da sie keine verlässliche Beziehung erlebt haben und keine „gesunde“ Beziehungsgestaltung lernen konnten. In der Folge gelingt es den Kindern nur unzulänglich, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen, ausreichend Selbstsicherheit zu entwickeln oder Selbstwirksamkeit zu erfahren. Sie entwickeln ein negatives Selbstbild und oftmals negative Einstellungen zu Beziehungen – z.B. Beziehungen sind gefährlich, man kann niemandem vertrauen, man bekommt nie, was man braucht. So ist es verständlich, dass jemand, der aufgrund der genannten traumatischen Erlebnisse negative Überzeugungen ausgebildet hat, schnell in Konflikte und große innere Not gerät, wenn durch einen Kontakt die Kindheitserfahrungen aktiviert werden.

Kinder (später auch Erwachsene) entwickeln sehr unterschiedliche Möglichkeiten, wie sie die Mangelzustände kompensieren können, um ihr Gegenüber dazu zu bringen, trotzdem Bedürfnisse zu erfüllen. Die eine Klientin hat gelernt, sich besonders gut anzupassen und gute Leistungen zu erbringen, die andere verweigert z.B. schulische Leistung oder verhält sich aufmüpfig; beide erfahren darüber Aufmerksamkeit und Zuwendung. Jemand anders verhält sich besonders fürsorglich und stellt eigene Bedürfnisse stark zurück. Eine andere versucht sich durch Geschenke oder Leistung, Anerkennung oder Wertschätzung zu erkaufen. Um nicht noch weitere Verletzungen zu erfahren, ziehen sich manche Klientinnen zurück und isolieren sich. Daraus können sich häufig symptomatische Verhaltensweisen wie Essstörungen,



Sr. Veridiana, Generaloberin



von links: E. Spangenberg (Referentin), K. Herbert

Alkohol- und Drogenkonsum, Lernschwierigkeiten, Schule schwänzen, Depressionen, Lügen oder Stehlen entwickeln. Dahinter steckt oft eine große Not, die nicht gleich zu erkennen ist.

In der Arbeit mit traumatisierten Frauen ist wichtig, ihr Verhalten auf dem Hintergrund alter Bewältigungsstrategien zu verstehen, die zum Überleben notwendig waren. Auf der Basis einer tragfähigen Beziehung und einer Haltung aus Akzeptanz und Wertschätzung können die sich negativ auswirkenden Beziehungsmuster und Verhaltensweisen angesprochen und aufgedeckt werden. Die Klientin kann sich der möglichen negativen Konsequenzen bewusst werden und vielleicht neue Entscheidungen treffen. Mit Hilfe professioneller Unterstützung kann es ihr gelingen, eine konstruktive Kommunikation schrittweise zu erlernen. Nach Frau Spangenberg ist es wichtig, ein Gleichgewicht von Veränderung und Akzeptanz im Blick zu haben. Wird zu viel Veränderung abverlangt, entsteht ein Ungleichgewicht und es ist möglich, dass die Klientin aufgrund von Überforderung aus dem Kontakt geht. Zu viel Akzeptanz lädt dagegen nicht zu Veränderung ein.

Frau Spangenberg schloss ihren Vortrag, indem sie den gesellschaftlichen Bezug herstellte. Sie forderte mehr primäre Prävention in dem Sinne, dass Lebensbedingungen für Kinder geschaffen werden,

die frühe Störungen vermeiden. Sie würdigte die Bedeutung von sekundärer Prävention, durch die traumatisierte Frauen professionelle Unterstützung in vielerlei Angeboten in der psychosozialen Versorgung erfahren. Sie forderte den „politischen Willen, dass alle Menschen in dieser Gesellschaft einen Platz haben. Und dass besonders stark belastete Menschen auch besondere Unterstützung erhalten. Dazu gehört auch die Bereitstellung finanzieller Mittel. Eine offene, unterstützende Haltung in den Institutionen ist notwendig, damit Frauen auch eine zweite, vielleicht eine dritte und vierte Chance eingeräumt wird, wenn es beim ersten, beim zweiten oder beim dritten Mal noch nicht klappt.“

Den Abschluss der Jubiläumsveranstaltung bildete ein Podiumsgespräch mit der Referentin und AnsprechpartnerInnen der Klientinnen vom Jobcenter, der Justizbehörde, von einem Betreuungsverein, des Beruflichen Fortbildungszentrums und der Wohnungslosenbehörde.

Spendenfond für kulturelle Unternehmungen

Viele Menschen, die von Arbeitslosengeld II oder Grundsicherung leben oder nur über ein geringes Einkommen verfügen, können sich trotz eines vielfältigen kulturellen Angebotes einen Kino-, Theater- oder Museumsbesuch nur sehr selten oder gar nicht leisten. Lang anhaltende Arbeitslosigkeit, Krankheit, das Armutsrisiko Alleinerziehender oder alter Menschen sind Gründe hierfür. Damit sind diese Menschen häufig von sozialer und kultureller Kommunikation ausgeschlossen, was sie oft als Mangel erleben.

Um den Bewohnerinnen vom Haus Antonie Werr und der Wohngemeinschaft Berscheba die Teilhabe an kulturellen Veranstaltungen zu ermöglichen, beantragten wir bei Inner Wheel, der Frauenorganisation der Rotarier, eine Spende für ein Kulturprojekt. Den Musikverein Zell begeisterte diese Idee und er stellte die Einnahmen aus einem Konzert in der Klosterkirche ebenfalls dafür zur Verfügung. So konnten wir den Bewohnerinnen über einen Zeitraum von drei Jahren eine Vielzahl kultureller Highlights ermöglichen. Bei der Planung der Unternehmungen war es uns wichtig, den Geschmack der Frauen zu treffen, sie aber auch für Neues zu interessieren.

So besuchten wir Ausstellungen und Museen: „Gott weiblich“ in der Stephanskirche in Würzburg, „12 Kunsträume“ in der Stadtgalerie in Bamberg und das Pompejanum in Aschaffenburg.

Auch Theaterbesuche standen auf dem Programm: Im Theater Sommerhaus in Sommerhausen waren es Vorstellungen von „Zusammen ist man weniger allein“ und „Wart amal!“. Im Efeuhof in Würzburg amüsierten sich die Frauen bei „Eine Woche voller Samstage“, im Theater Spielberg lauschten sie dem Puppenspiel „Die Zauberflöte“, im Theater Augenblick wurde herzlich über „Ein Platz für Clowns“ gelacht und im Mainfranken Theater wohnten wir Aufführungen von „Das kalte Herz“ und dem Ballett „Othello“ bei.

Wir besuchten außerdem ein Silvesterkonzert in der Stephanskirche, „Christmas meets Kuba“ und ein Gospelkonzert in St. Johannis und das Weihnachtsoratorium in der Franziskanerkirche.

Weiterhin wurden über die Spende der Eintritt für den Circus Roncalli und das Afrika Festival finanziert. Natürlich durften auch Kinobesuche nicht fehlen: Vincent will Meer, Sommer in Orange, Die Friseurin, Ziemlich beste Freunde, Labyrinth der Wörter, Die Hüter des Lichts.

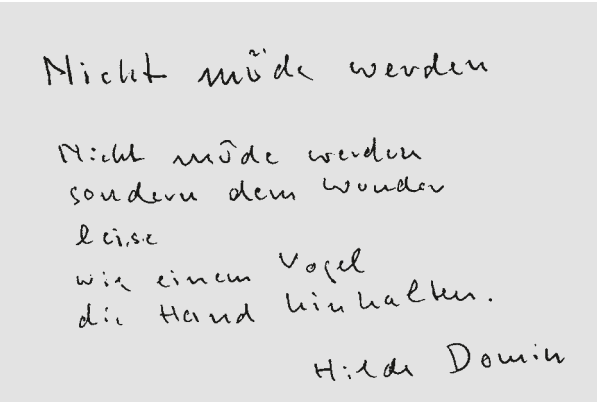
Nach dem Besuch des Theaterstückes „Zusammen ist man weniger allein“ meinte eine Bewohnerin beeindruckt: „Ich war zum ersten Mal in meinem Leben im Theater. Machen wir das wieder mal?“

Liebe Spenderinnen und Spender, ganz herzlichen Dank für die wunderbaren Erlebnisse und Unternehmungen!



Sommertheater im Efeuhof – „Eine Woche voller Samstage“

Abschied von Schwester Irmlind Rehberger



Nicht von ungefähr ist dieses Gedicht von Hilde Domin, Sr. Irmlinds Lieblingslyrikerin, jenes, das sie am häufigsten zitierte. Vielen ihrer MitarbeiterInnen und Bekannten hat sie es auf liebevoll gestaltete Karten geschrieben, mit persönlichen Worten versehen und an sie verschenkt. Die Frau hat Power – diesen Eindruck haben viele Menschen gewonnen, die mit Sr. Irmlind zu tun hatten. Als sie am 12. September 2011 im Alter von 66 Jahren im Kloster Oberzell gestorben war, konnten es viele ihrer FreundInnen und WegbegleiterInnen gar nicht fassen. Die Frau, die Zeit ihres Lebens nicht müde wurde, hatte im Frieden mit sich und Gott die Augen geschlossen.

Woher erwuchs der Ordensfrau diese Kraft und wer war die Frau, die über Würzburgs Grenzen hinaus als Kämpferin bekannt war?

Im Januar 1945, wenige Monate vor Kriegsende, wurde sie in Ammerfeld, Landkreis Donau-Ries, geboren. In dieser ländlichen Gegend wuchs sie behütet und glücklich mit ihren vier Geschwistern auf. Dort begann ihr von unverlierbarer Hoffnung geprägtes Leben. – Wer im letzten Kriegswinter zur Welt kommt, muss wahrscheinlich von Hoffnung geprägt sein... – In ihrer Kindheit wurde sie von ihren Eltern mit dem Urvertrauen versorgt, das Zeit ihres Lebens unzerstörbar war. Hier wurde der Grundstock für ein selbstbewusstes Ich gelegt. Von einer starken, sozial engagierten Mutter erlebte sie, wie es ist, seine Stimme zu erheben und sich über Ungerechtigkeiten zu empören. Zeitlebens verkörperte die Feministin im Ordenskleid ein starkes Frauenbild.



Sr. Irmlind als junge Ordensfrau

Vor dem Eintritt in die Kongregation der Dienerinnen der heiligen Kindheit Jesu 1961 besuchte sie in Oberzell die dortige Realschule. Nach der Ausbildung zur Erzieherin und ihrer Zeit als Postulantin und Novizin in der Gemeinschaft arbeitete sie bis 1970 in diesem Beruf. Zunächst im St. Josefsheim in Würzburg und dann im Marienheim in Kirchschönbach. Dort war sie tatkräftig daran beteiligt, den Weg der Heimerziehung von der ‚Bewahrung zur Bewährung‘ (Begrifflichkeit für die Öffnung der geschlossenen Heime in den 1970-er Jahren) zu unterstützen und zu fördern. Anschließend studierte die Franziskanerin in München Sozialarbeit – nicht ohne dabei etwas vom Großstadtleben

zu erfahren und auch zu genießen – und arbeitete bis 1984 in St. Ludwig bei Wipfeld als Sozialpädagogin. 1974 legte sie die ewige Profess ab und band sich damit auf Lebenszeit an die Gemeinschaft der Oberzeller Franziskanerinnen. Von Anfang an sah sie ihre Aufgabe in der klaren Option, die die Ordensgründerin Antonie Werr im Jahre 1855 vorgegeben hatte, für Mädchen und Frauen in Not da zu sein. Sie wollte dazu beitragen, dass das Gründungscharisma in unserer Zeit lebendig ist und in unsere Zeit hinein gelebt wird. Ihre wichtigsten Mit-Streiterinnen, das betonte sie oft, waren ihre Gemeinschaft und ihre Mitschwestern. Auch daraus hat sie ihre Kraft geschöpft. Die Gemeinschaft gab ihr, so sagte sie, Rückhalt für alles, was sie tat. Mit Gott und der Gemeinschaft an ihrer Seite konnte ihr nichts passieren – da war sie sich sicher.

Ganz im Sinne franziskanischer Spiritualität war sie da für die Menschen, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt wurden – insbesondere für Frauen. Solidarisch stand sie auf der Seite von Menschen, die die Schattenseiten des Lebens erfahren hatten. Sie kämpfte für die Würde von Frauen – besonders auch für die, die fremd sind in unserem Land.

1984 eröffnete sie die Wohngemeinschaft Haus Magdala im Kloster Oberzell. 1995 gründete sie den Fachbereich Frauen, unter dessen Dach sich das Haus Antonie Werr und die 1995 von ihr ins Leben gerufene Wohngemeinschaft Berscheba befinden.

Wo Sr. Irmlind mit Menschen in Kontakt kam, ließ sie sich auf sie ein und pflegte Beziehungen oft lebenslang. Es war ihr wichtig, Hoffnungsorte für Frauen zu schaffen, ihnen wieder einen Platz zu geben, an dem sie bleiben und sein können. Hoffnung und Sehnsucht, so beschrieb sie es selbst, prägten ihr Leben und bewegten sie. Aus den Lebens- und Heilungsgeschichten der Frauen, mit denen sie eine Wegstrecke gegangen war, fühlte sie sich immer wieder ermutigt und gestärkt und in der eigenen Hoffnung genährt.

Sr. Irmlind interessierte sich für Politik, Zeitgeschehen, Literatur, Kunst und Poesie. Sie hatte einen Blick für die schönen Dinge des Lebens und der Schöpfung und konnte sich innig daran freuen – am Blumenstrauß aus dem Klostergarten genauso wie an Bildern von Picasso, Chagall oder Paula Modersohn-Becker. Sie war neugierig auf das Leben und interessiert, Neues zu entdecken und zu erfahren. Wer mit ihr zu tun hatte, bekam den Eindruck, dass sie mitten im Leben stand und wusste, wovon sie sprach.

Sowohl ihr Sinn für Gerechtigkeit als auch ihre Empörung über Ungerechtigkeit und Diskriminierung trieben sie an. Sie leistete Widerstand gegen lokale und globale Ungerechtigkeit. Im Jahr 2005 nahm sie am Sozialforum in Porte Alegre in Brasilien teil. Sie korrespondierte mit MinisterInnen und sprach zum Thema Frauenhandel vor der UN-Menschenrechts-





kommission in Genf. Sie stritt mit den Kleinen wie mit den Großen. Als „ehrwürdige Schwester“ genoss sie manchmal ein wenig „Narrenfreiheit“. Ihr ging der Mut, die Dinge beim Namen zu nennen, nie aus, ebenso wenig die Kraft, Widersprüche, die sich nicht auflösen ließen, auszuhalten. Sie versuchte, Stellung zu beziehen und sich Gehör zu verschaffen. Für ihr leidenschaftliches Engagement wurde sie im Jahr 2005 mit der Georg-Sittig-Medaille der Stadt Würzburg, 2007 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande sowie posthum mit der Behr-Medaille der Stadt Würzburg ausgezeichnet.

Seit 1999 arbeitete sie ehrenamtlich als Seelsorgerin in der Justizvollzugsanstalt in Würzburg. Diese Arbeit führte sie auch nach ihrem Ruhestand 2008 fort. Im Auftrag der Gemeinschaft begleitete sie bis zum Beginn ihrer schweren Krankheit zwei Jahre lang Frauen, die in den 1950-er und 1960-er Jahren unter den damaligen Erziehungsmethoden in Heimen der Oberzeller Franziskanerinnen gelitten haben.

Ein bewegendes Leben.
Ein wunder-volles Leben.

Der Dichter und die Malweiber

„Ich bin schon ein richtiges Malweib geworden“, schrieb die damals 20-jährige Clara Westhoff, später Rilke-Westhoff, an ihre Eltern, als sie in das kleine Künstlerdorf Worpswede vor den Toren Bremens übersiedelte.

Hier verknüpfen sich auch die Lebenslinien der drei KünstlerInnen Paula Modersohn-Becker (1876-1907), Clara Rilke-Westhoff (1875-1954) und Rainer Maria Rilke (1875-1926). Um die Freundschaftsbande der Malerin, der Bildhauerin und des Dichters drehte sich der literarisch-musikalische Abend im Kloster Oberzell. Hans Diesel beleuchtete in einer lyrisch-literarischen Lesung die Biographien der Worpsweder KünstlerInnen.

In dem norddeutschen Dorf freundete sich Clara mit Paula Becker – später Modersohn-Becker – und Rainer Maria Rilke an, die auch die andere Lebensweise im Künstlerdorf fern ab von bürgerlichen Zwängen suchten. Beide Frauen hatten den schwierigen, dornenreichen Weg zur Männerdomäne bildender Kunst nicht gescheut und waren erfolgreich. Eine Betrachtung der impressionistischen Kunst ohne die Werke von Paula Modersohn-Becker wäre lückenhaft, aber auch die Skulpturen von Clara Rilke-Westhoff haben Beachtung gefunden. In einer beeindruckenden Lesung zitierte Hans Diesel aus Briefen der drei Seelenverwandten und trug Gedichte von Rilke vor.

Umrahmt und untermalt wurde der literarische Teil von der Harfenistin Anne Kox-Schindelin. Bereits mit zehn Jahren begann sie die französische Harfe zu erlernen und studierte dann an der Musikhochschule in Würzburg. Im Lauf der Jahre hat sie viele Projekte in Kooperation mit anderen KünstlerInnen angeboten. Darüber hinaus entstanden fünf Solo-CDs mit Eigenkompositionen und Stücken aus der Zeit der Impressionisten, Melodien aus Musicals sowie aus der irischen und schottischen Folklore.

Der Literat Hans Diesel betreibt in Schweinfurt eine Kleinkunsthöhle und den sogenannten LiteraTurm. Außerdem leitet der Mann mit der sonoren Stimme das dortige Hans-Sachs-Theater und gestaltet seit Jahrzehnten erfolgreich literarische Abende. Für sein kulturelles Engagement, vor allem auch das unterhaltsame Vermitteln von Klassikern, wurde er vom Verband Deutsche Sprache (VDS) mit dem Sprachbewahrerpreis 2011 ausgezeichnet. Dass diese Auszeichnung mehr als gerechtfertigt ist, davon konnten sich die rund 120 ZuhörerInnen an diesem Abend überzeugen.



Hans Diesel, Karola Herbert



Anne Kox-Schindelin

Den beiden inspirierenden und sehr erfahrenen KünstlerInnen gelang es, das Publikum von der ersten Minute an zu fesseln und in die bewegenden und anrührenden Lebensgeschichten von Clara, Paula und Rainer Maria mitzunehmen. Das Lesen der Briefe gewährte Einblick in das Fühlen und Denken der Kunstschafterinnen in der Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Die musikalische Untermalung gab den ZuhörerInnen die Möglichkeit, den eigenen Gedanken nachzuhängen oder ließ Raum, dem Gehörten nachzusinnen. Einen Höhepunkt des Abends bildete das von Herrn Diesel vorgetragene Rilke-Gedicht „Herbsttag“. Die Stimmung des Gedichtes sowie die des gesamten Abends gingen unter die Haut. Eine rundum gelungene Veranstaltung, die mit einer Zugabe und einem zufriedenen Resümee der Veranstalterinnen ausgeklungen ist.

Wir wünschen uns, Herrn Diesel und Frau Kox-Schindelin für weitere künstlerische Darbietungen gewinnen zu können. Der Erlös der Veranstaltung kam der Wohngemeinschaft Berscheba zugute.

Sr. Ingrid Griebel verabschiedet sich vom Haus Antonie Werr

Im August 2012 zog Sr. Ingrid Griebel im Alter von 81 Jahren nach 16 Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit vom Haus Antonie Werr ins Kloster Oberzell. Die vergangenen drei Jahre hatte sie nach dem Weggang von Sr. Viola und Sr. Theodulfa alleine in der IV. Etage gewohnt. Leider fand sich aufgrund der personellen Situation der Ordensgemeinschaft keine Mitschwester, die zu ihr ins Haus Antonie Werr hätte ziehen können.

Jahrzehntelange Professionalität in der Fürsorgearbeit, u.a. in einer großen Einrichtung in München, hat sie befähigt, auch im Rentenalter weiter für Frauen in schwierigen Lebenslagen da zu sein und ohne Berührungängste mit den Problemen der Frauen im Haus umzugehen.

Gesprächsangebote zwischen Tür und Angel, gute Wünsche und Gebete, die sie für Bewohnerinnen und Mitarbeiterinnen gleichermaßen entsendete, Kerzen, die sie zur Bekräftigung besonderer Anliegen in der Kapelle entzündete, der Freitagsgang in den frühen Morgenstunden zum Käppele, Sensibilität und Aufmerksamkeit für die Belange der Bewohnerinnen und der geschulte Blick, wenn im Haus etwas nicht in Ordnung war, zeichneten sie aus. Unzählige Vorhänge und Tischdecken hat sie gesäumt, schmackhafte Kuchen für viele Anlässe gebacken, am Wochenende Lebensmittel ausgeliehen, wenn etwas vergessen wurde. Frauen haben sie zum Gottesdienst oder zu Vorträgen in die Kirchengemeinde begleitet, sie hat an Namenstage erinnert und die dazugehörige Heilige lebendig werden lassen, sie pflegte Kontakt zu den Nachbarn, hat Lichter, die abends vergessen worden sind, ausgeknipst, Türen verschlossen, die aus Versehen offen geblieben sind... Die Aufzählung könnte noch zeilenlang weiter geführt werden und sicher wäre sie nicht vollständig.

***DANKE, liebe Sr. Ingrid für dein heilsames und liebevolles Da-Sein!
Für deine Zeit im Kloster Oberzell wünschen wir dir alles Gute!***

Seit Eröffnung des Hauses Antonie Werr im Jahr 1975 haben fast ohne Unterbrechung Schwestern der Kongregation in der Huttenstraße 11 gelebt. Ihre Anwesenheit schuf eine ganz besondere Atmosphäre und prägte das Zusammenleben maßgeblich. Mit dem Kleinerwerden der Gemeinschaft und dem Älterwerden der Schwestern, die in dieser Lebensphase selbst in höherem Maße bedürftig sind, ist Veränderung verbunden. Die personelle Präsenz von Ordensfrauen kann sowohl im hauptamtlichen als auch im ehrenamtlichen Bereich nicht aufrecht erhalten werden. Im Fachbereich Frauen wurde das schon im Januar 2009 deutlich, als zum ersten Mal eine weltliche Mitarbeiterin die Leitung einer Oberzeller Einrichtung übernahm.

Um weiterhin in unmittelbarer Verbindung mit der Trägerin zu sein, müssen neue Kommunikationswege beschritten werden. Es gilt, sich über die Belange der Klientinnen, die Zeichen der Zeit in Bezug auf die Nöte der Frauen und gesellschaftspolitische Entwicklungen, die Reaktionen erfordern, auszutauschen. Auch die Auseinandersetzung der weltlichen Mitarbeiterinnen mit dem Sendungsauftrag der Gemeinschaft und der Austausch mit Schwestern darüber muss weiterhin lebendig bleiben.



80. Geburtstag Sr. Ingrid

Impressum

Herausgeberin	Fachbereich Frauen der Oberzeller Franziskanerinnen
V.i.S.d.P.	Karola Herbert
Redaktion	Ute Berger Sr. Rut Gerlach Karola Herbert Brigitte Keller
Fotos	Fachbereich Frauen
Layout	Barbara Schmid, www.schmid-grafik.de
Erscheinungsdatum	Juni 2013
Druck	Vinzenz Druckerei und Schreinerei GmbH, Würzburg